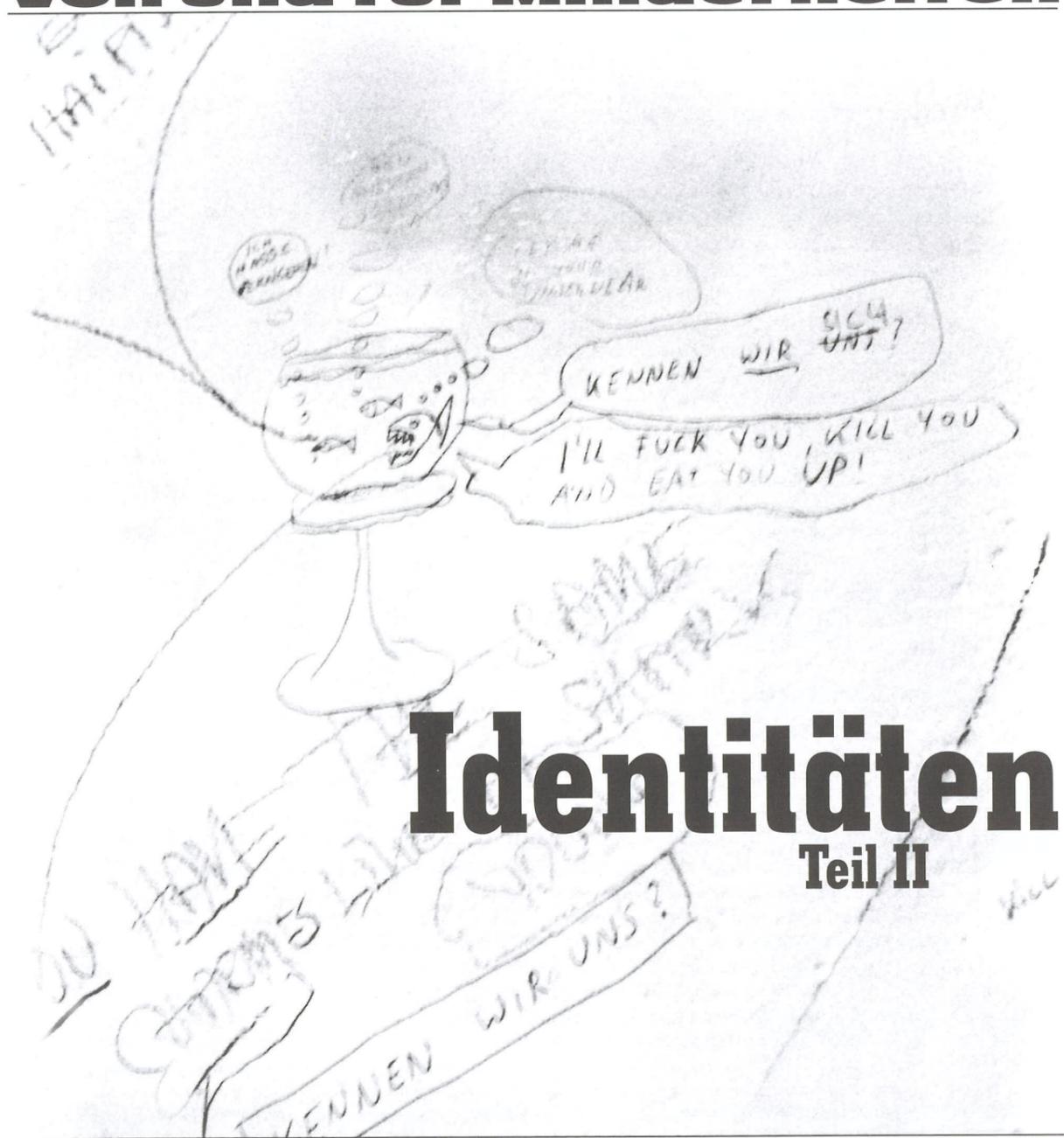


STIMME

von und für Minderheiten



Identitäten

Teil II

editorial

An dieser Stelle sollte eine Analyse der Wahlergebnisse stehen. Doch nicht nur das chronische Problem der langen Produktionszeit der STIMME verhindert die „g'scheiten“ Sätze zur aktuellen Lage; nicht einmal die Tatsache, daß dieser Tage sogar jeder einfachen Postwurfsendung eine Stellungnahme zu den Wahlen entnommen werden kann – ein viel größeres und direkteres Problem rückte an die Stelle der zukunftsorientierten Bewertung abgegebener Stimmen. Etwas, was zwar nicht direkt mit den vorgezogenen Wahlen zu tun hat, sehr wohl aber mit dem politischen Klima, das diese verursacht hat, und mit den möglichen Konsequenzen derselben. Ja, es handelt sich um ein finanzielles Problem.

Dieses etwas ungewöhnlich aufgemachte STIMME-Heft, das Sie in Ihrer Hand halten, ist das Resultat einer budgetären Lücke, die schon am Anfang dieses Jahres feststand. Im Gegensatz zu den steigenden Produktionskosten und zu der erhöhten Auflage reduzierten sich die öffentlichen Subventionen für die STIMME im Vergleich zum letzten Jahr. Die Abo-Aktion, die wir mit der ersten heurigen Nummer starteten, war ein stiller Hilferuf – zur Aufhebung des vorprogrammierten Budget-Defizits. Leider reagierten nur wenige LeserInnen darauf. Als einzige Lösung, das Jahr

ohne Defizit und trotzdem mit der Einhaltung der regelmäßigen Erscheinung der Zeitschrift zu beenden, blieb uns die Aufopferung des gewohnten Erscheinungsbilds: billigeres Papier, billigeres Umbruchsformat, Schwarzweiß-Cover ...

Doch haben wir STIMME-MitarbeiterInnen das anspruchsvolle Erscheinungsbild der Zeitschrift nie als verzichtbaren Luxus gesehen. In der Zeit der Neuen Medien und der gleichzeitigen „Ghettoisierung“ von Alternativmedien kann der „Inhalt“ eines Printmediums nicht mehr von seiner „Form“ getrennt werden. Daher betrachten wir die sorgfältige und anspruchsvolle Gestaltung dieses einzigen minderheitenübergreifenden Printmediums in Österreich als notwendig und entschuldigen uns für diese Ausnahme, die wir dennoch mit der bestmöglichen Sorgfalt – besonders unseres Grafikers – unter den gegebenen Umständen vorbereitet haben.

Wir hoffen allerdings, daß es bei dieser Ausnahme bleibt und die Regel wiederkehrt. Dafür rufen wir Sie, liebe Leserin, lieber Leser, auf, die STIMME finanziell zu unterstützen. Damit in der nächsten Nummer an dieser Stelle etwas Wichtigeres thematisiert werden kann als die „eigene“ Sache Ihrer Zeitschrift.

Hakan Gürses

impresum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des **Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (Initiative Minderheiten)**. **Medieninhaber und Verleger:** Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Tiergartenstr. 25, 6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (Initiative Minderheiten), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 0222/ 586 12 49-12 Fax: 586 82 17; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel: 0512/ 586 783; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 0222/ 586 12 49-12 Fax: 586 82 17; **Chefredakteur:** Hakan Gürses; **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan (hk), Gerald Nitsche, Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Gabriele Müller-Klomfar (gmk); **Ständige Mitarbeit:** Erwin Riess, Margit Rohringer, Stefan Nicolini, Stephan Maurer, Gerhard Hochreiter, Kahlauer, a.çiçek; **Fotoredaktion - Fotos (Cover, Thema):** Mehmet Emir; **Zeichnungen:** Andreas Ohrenschaft, Hakan Gürses; **Graphische Gestaltung:** schultz&schultz-Mediengestaltung; **Herstellung (Repro & Druck):** Dolezal GesmbH, Herzgasse 49, 1100 Wien, Tel: 0222/ 604 34 44; **Verlags- und Erscheinungsort:** Innsbruck; **Verlagspostamt:** 6020 Innsbruck. *Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.* **Aboverwaltung:** Hikmet Kayahan (Redaktionsadresse); **Jahresabo** (4 Hefte): öS 180,-; für Vereinsmitglieder kostenlos.

inhalt

Impresum 2

Der Kampf um Identitäten
V. Wakounig 4

Doch wie's da drin aussieht...
D. Schmutzer 6

Identität und Allgemeinheit
F. M. Wimmer 8

Interview mit Karin Liebhart 10

Groll und Tritt
E. Riess 12

Parade
R. Karzel 14

Streit reimt sich auf Neid
S. Maurer 16

More Colour in the Media
H. Kletzander 17

Toleranzwochenende
K. Lair 18

Kolaric im Ausland
D. Kaiserreiner 20

Gespräch mit Roman Tolić
G. Hochreiter 21

Am Saum der Gesellschaft
G. Müller-Klomfar 22

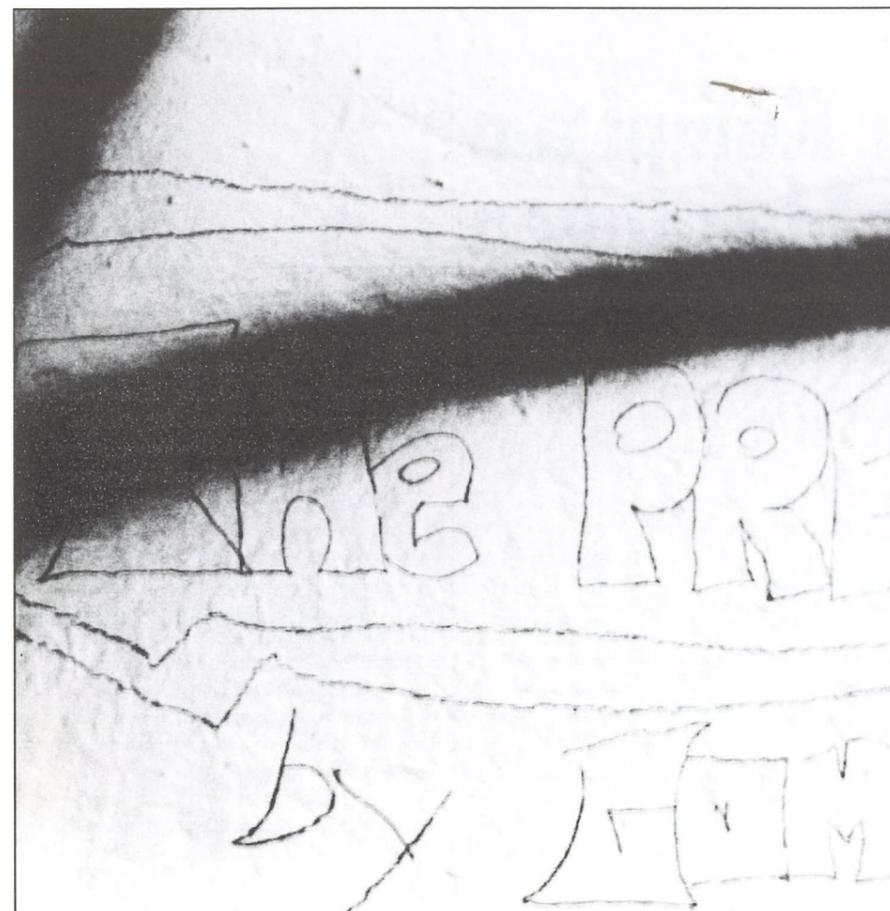
Ein Traum in der Tasche
E. Baloch 24

Hammelbraten im Hinterhof
G. Müller-Klomfar 25

Ein Wiener Maler aus Istanbul
a.çiçek 27

Tips 28

Kahlauers Tagebuch 31



Identitäten

Die in der letzten Nummer begonnene Thematisierung der Identitäten setzen wir, wie angekündigt, in diesem Heft fort. Vladimir Wakounigs Beitrag befaßt sich mit der nationalen Identität, um deren Hervorhebung besonders bei den Volksgruppen in Frage zu stellen; im zweiten Teil seines Artikels setzt sich Dieter Schmutzer weiter mit den Klischees über Homosexualität auseinander; der Wiener Philosophiedozent Franz M. Wimmer, bekannt vor allem durch seine Arbeiten zum interkulturellen Philosophieren, untersucht die Wurzeln des Nationsbegriffs und schlägt in der Philosophie einen Polylog vor; im Interview erörtert Karin Liebhart, Mitarbeiterin der *Gesellschaft für politische Aufklärung*, die Methode und die Zielsetzung des Buches zur österreichischen Identität *Inszenierungen*, dessen Mitautorin sie ist. Von ihr wurde auch eine Literaturauswahl zum Thema Identität für dieses Heft zusammengestellt.

Leider mußten wir das in der letzten Nummer angekündigte Gespräch mit VertreterInnen der sog. 2. Generation aus Platzgründen auf die nächste STIMME-Ausgabe verschieben, ebenso einen Beitrag von Rudolf de Cillia zum laufenden Schul-Schwerpunkt.

Stimmen

Ruth Karzel, ehemalige IM-Mitarbeiterin und Übersetzerin, gibt ihre Eindrücke in

einem Essay wieder, den sie unmittelbar nach dem Besuch der großen Parade am Nationalfeiertag geschrieben hat.

Stephan Maurer schildert am Beispiel einer kleinen Ortschaft im Burgenland die teilweise künstlich aufrecht erhaltenen Konflikte zwischen „Identitäten“.

Der Beitrag von Helmut Kletzander, Chefredakteur der Minderheitenredaktion im ORF, befaßt sich mit den Entwicklungen in verschiedenen europäischen Ländern hinsichtlich der Minderheitenprogramme in elektronischen Medien.

Reportage

Gabriele Müller-Klomfar hat eine neue Studie über Obdachlosigkeit zum Anlaß genommen, um von der Wiener Initiative *Gruft* und einem Obdachlosenzeitungsprojekt zu berichten.

Tips

Von Gerald Nitsche, dessen Post aus Istanbul Sie in jeder STIMME-Ausgabe finden, können wir in diesem Heft leider keinen Brief präsentieren, da er wegen Umzugs (innerhalb seines Istanbul Wohnbezirks) keine Zeit dazu fand. Ein weiterer, doch viel erfreulicherer Grund für seinen Zeitmangel hat die Gestalt eines Buches: *Brücken* – eine Anthologie, die wir rezensiert haben.

Der Kampf um Identitäten

von Vladimir Wakounig

oder: Die vielen Irrtümer rund um die „nationale Identität“

I.

Das Thema „Identität“ gehört zu jenen Bereichen, die derzeit imstande sind, Zeitschriften und Fachbücher zu füllen sowie Konferenzen und Tagungen verschiedenster Art zu beschäftigen. Vor einigen Jahren war es besonders innerhalb der Sozialwissenschaften noch mühsam, nach entsprechender fachlicher Literatur zu recherchieren. Dies galt in erster Linie für den deutschsprachigen Raum. Die wissenschaftliche Vernachlässigung dieses Themas hatte zweifelsohne mit dem Selbstverständnis vieler (europäischer) Staaten als Nationalstaaten zu tun. Daß es außer der kulturellen Identität des nationalstaatlichen Mehrheitsvolkes auch andere kulturelle Identitäten von Minderheiten und anderen sozialen Randgruppen geben könnte, diese Überlegung hatte kaum eine Beachtungschance. Ein etwas anderer Zugang zu diesem Thema war in sog. klassischen Einwanderungsländern – etwa in den Vereinigten Staaten, in Kanada und Australien. Durch die zugewanderten Migrantenkolonien wurde die Frage der kulturellen Identität zu einer „Überlebensfrage“ für viele Einwanderergruppen.

Von daher wundert es auch nicht, daß die eigentlichen Pionierstudien zum Thema Identität aus dem angloamerikanischen Raum kommen, die die Auswirkungen von Migrationsprozessen auf Betroffene untersuchen.

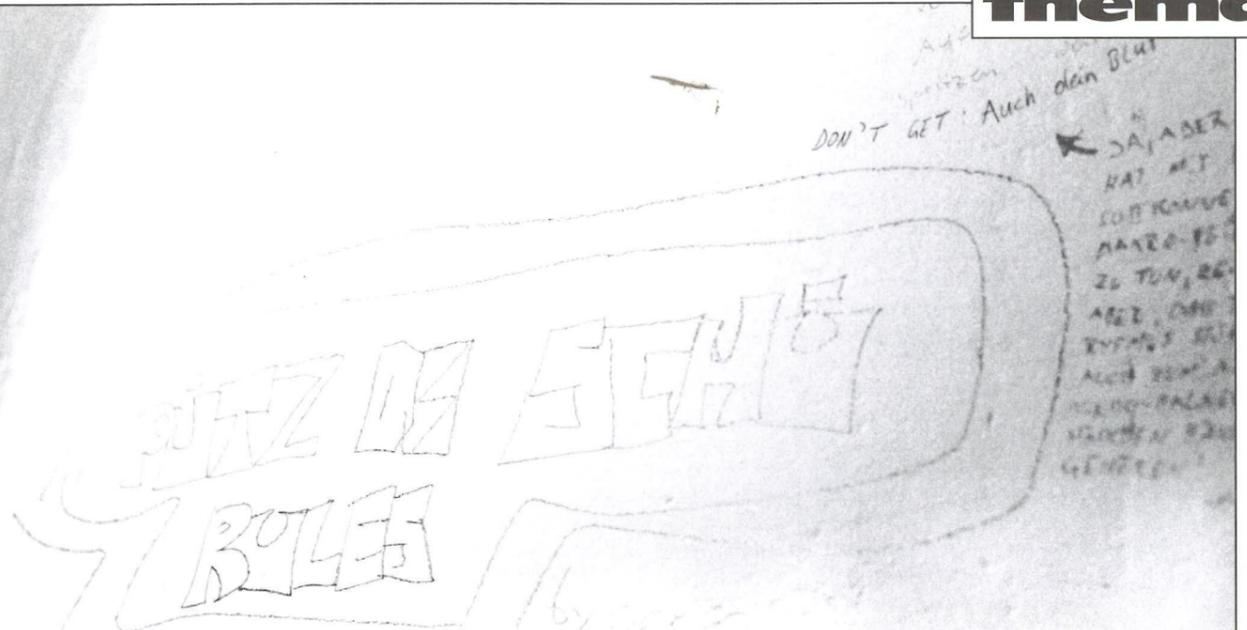
Frühe deutschsprachige Publikationen beschränken sich auf wenige Autoren, die immer wieder als die Experten schlechthin für Fragen der Identität zitiert werden. Allen voran E.H. Erikson, der quasi als Entdecker der Identitätsproblematik im wissenschaftlichen Bereich gesehen wird und sich diesem Thema aus dem Blickwinkel der Psychologie und der Psychoanalyse nähert (vgl. Erikson 1966; 1981). Gerade aufgrund seiner vielfältigen therapeutischen Arbeit mit Jugendlichen aus Familien, die in die USA eingewandert sind, weist Erikson darauf hin, daß Identität „ein psychischer und sozialer Sachverhalt“ sei (1966, 16). Der einzelne entwickelt seine Identität, indem er versucht, sein eigenes Selbstbild mit dem Bild, das die anderen von ihm haben, zu verbinden. Dieses Integrieren von unterschiedlichen Bildern kann vor allem dann zu Krisen und Brüchen führen, wenn das Selbstbild und das Fremdbild, die eige-

nen Erwartungen und die Erwartungen der anderen voneinander stark abweichen.

II.

Angehörige von kulturellen/ethnischen Minderheiten sehen sich vor allem dann einem Identitätsdruck ausgesetzt, wenn ihre eigenen Lebensperspektiven den kollektiven kulturellen Vorstellungen, die eine Volksgruppe für sich beansprucht, widersprechen. Ebenso stoßen sie auf Widerstand, wenn sich ihr Verhalten nicht in jene Bilder pressen läßt, die das Mehrheitsvolk von der Minderheit hat. Personen, die sich mit ihren Lebensformen außerhalb des vorherbestimmten „ethnischen Habitus“ (vgl. Bader 1995) bewegen, müssen mit Repressionen, Ausgrenzungen und Stigmatisierungen rechnen. Ihnen wird vorgehalten, kein festes Rückgrat und kein „nationales Bewußtsein“ zu haben, sie werden des Opportunismus beschuldigt, denn für sie sei – so der Vorwurf – das persönliche Vorwärtkommen wichtiger als das ethnische Bekenntnis.

Ethnozentrismen und Nationalisten versuchen die Identität des einzelnen einzig auf Perspektive des Nationalen/des Ethnischen zu reduzieren. Für sie stellt sich nicht die Frage, ob Angehörige von Minderheiten bzw. Mehrheiten auch andere Rollen haben können als die der Volksgruppenzugehörigen. Die „nationale Identität“ wird ins Zentrum des alltäglichen Handelns gerückt. Der einzelne habe demnach seine privaten, beruflichen und sonstigen Entscheidungen in erster Linie auf seine „nationale Identität“ abzustimmen. Nach den Vorstellungen der Ethnozentrismen und Nationalisten muß die Erhaltung der nationalen Identität das wichtigste Interesse des Menschen sein. Oder wie es der Vizeobmann der slowenischen Einheitsliste in Kärnten formulierte: „Die Stärkung der nationalen Identität muß das oberste Handlungsprinzip eines jeden Kärntner Slowenen sein!“



sten und Nationalisten muß die Erhaltung der nationalen Identität das wichtigste Interesse des Menschen sein. Oder wie es der Vizeobmann der slowenischen Einheitsliste in Kärnten formulierte: „Die Stärkung der nationalen Identität muß das oberste Handlungsprinzip eines jeden Kärntner Slowenen sein!“

Solche Vorstellungen von „nationaler Identität“ schließen mehr oder weniger aus, daß sich Menschen auch mit anderen Rollen und Interessen identifizieren könnten. Das Konzept einer so verstandenen kulturellen bzw. „nationalen Identität“ läßt es nicht zu, daß es für viele sogar wichtiger ist, beispielsweise ihre weibliche oder ihre berufliche Identität zu entwickeln, zu stärken und sich so gesellschaftlich und sozial zu emanzipieren. Gerade Gesellschaften bzw. Staaten, die ihre politischen Zielsetzungen fast ausschließlich auf die Stärkung des Nationalismus und der Realisierung der „nationalen Idee“ ausrichten, verstoßen gleichzeitig am schlimmsten gegen Frauenrechte und Menschenrechte. Ein nationalistisches Identitätskonzept will nur sich selbst behaupten. Von daher bekämpft es sämtliche Versuche, daß sich Menschen auch über andere Interessen, Aufgaben und Herausforderungen, mit denen sie in einem Verhältnis zu sich selbst stehen, eine Identität aufbauen könnten. Mit dem Konzept der „nationalen Identität“ sollen Menschen vereinnahmt und in den Dienst einer einzigen Sache – nämlich des Nationalismus – gestellt werden. Ein Identitätskonzept, das seine Orientierung ausnahmslos auf nationale bzw. ethnische Bestimmung einschränken will, wird den vielfältigen sozialen Rollen und Aufgaben, die heute Menschen zu erfüllen und zu bewältigen haben, nicht gerecht.

Ein nationales Identitätsmodell ist genau genommen restriktiv und trägt Züge von Intoleranz und Repression.

III.

Für die Verfechter einer uneingeschränkten „nationalen Identität“ kann der Mensch nur eine einzige Identität haben, nämlich die Identität des ethnischen/nationalen Kollektivs, die ihm durch die Geburt „in die Wiege gelegt“ worden ist. Die Frage der „nationalen Identität“ wird von Nationalisten und Ethnozentrismen eng an völkische Ideologien gebunden, d.h. die Identität ist Sache der Abstammung (vgl. Oberndörfer 1994, 22 f). Ein Kommentator der konservativen und ethnozentristisch ausgerichteten slowenischen Wochenzeitung in Kärnten *naš tednik* ist überzeugt, daß ein „ethnischer Identitätswechsel ohne Genmanipulation“ (naš tednik, 16. 6. 1995, S.3) gar nicht möglich sei. Diese aggressiven biologistisch-rassistischen Vorstellungen machen es äußerst schwierig, gerade innerhalb von ethnischen Minderheiten Fragen der „nationalen Identität“ sachlich und kritisch zu diskutieren. Solange die nationale/ethnische Identität auf das Geburtsereignis reduziert wird, wird Identität in den Bereich des Unantastbaren und Unveränderbaren gerückt. Sie wird zu einem Lebensauftrag für Minderheitenangehörige gemacht, die alle anderen Interessen und Perspektiven abwehrt. Andere Identitäten von Menschen sind bedeutungslos und haben keinen Platz. Es ist zu beobachten, daß der Anspruch der „nationalen Identität“ umso vereinnahmender wird, je weniger es festgeschriebene Traditionen gibt und je mehr sich Menschen frei und unabhängig nach eigenen Initiativen und Präferenzen entscheiden wol-

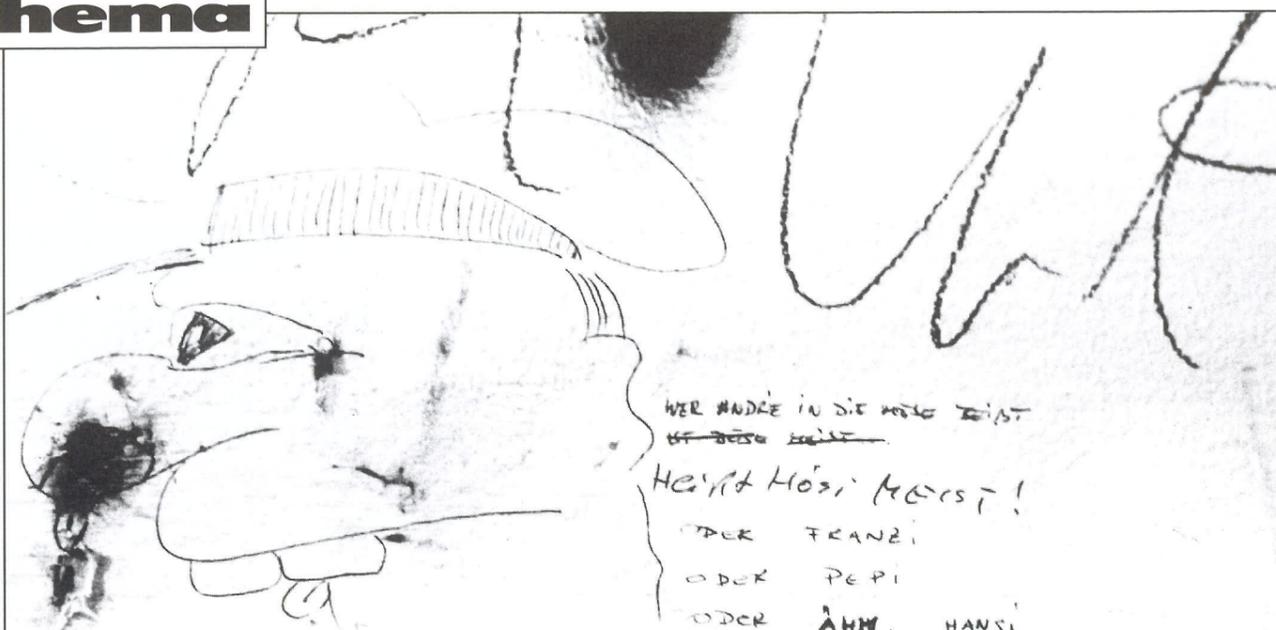
len. Der fragwürdige Ruf nach einer verbindlichen „nationalen Identität“ wird umso heftiger, je stärker Personen mit anderen Kulturen in Kontakt kommen (vgl. Keupp 1988, 24 ff).

Mehrheiten und Minderheiten müssen lernen, mit ihren eigenen kulturellen Binnendifferenzen umzugehen. Vorstellungen, „nationale Identität“ speise sich aus unversehrten „nationalen Kulturen“, sind heute nur mehr als nationalistische Mobilisierungsversuche zu sehen. Wie Ethnien/Volksgruppen keine homogenen Gebilde sind, so ist auch die Identität der Angehörigen eine vielfältige, wobei die kulturelle Identität nur einen Teil der Identität des Menschen ausmacht. Sie ist darüber hinaus keine ethnogenetische Größe, sondern eine „Produktion“, die sich in einem Prozeß befindet und niemals vollendet ist (vgl. Hall 1994, 26). Die Entwicklung einer kulturellen Identität geschieht in einem konkreten, geschichtlichen, sozialen und kulturellen Kontext, in einem konkreten Sozialisationsprozeß eines jeden einzelnen.

Literatur

- Bader, V.M.: *Rassismus, Ethnizität, Bürgerschaft*. Soziologische und philosophische Überlegungen. Westfälisches Dampfboot: Münster 1995
- Erikson, E.H.: *Identität und Lebenszyklus*. Suhrkamp: Frankfurt/M. 1966
- Erikson, E.H.: *Jugend und Krise*. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Klett-Cotta: Stuttgart 1981
- Hall, S.: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Argument: Hamburg 1994
- Oberndörfer, D.: *Für die Verleihung der Bürgerrechte darf die ethnische Herkunft keine Rolle spielen*. Hindernisse auf dem Weg der politischen Integration. In: *Gemeinsam*, (28) 1994, 21-26





von Dieter Schmutzer

Doch wie's da drin aussieht ...

Über homosexuelle Identitäten. Teil II

Sie erinnern sich. Da gibt es Lesben und Schwule, die zur Therapie gehen. Oder in die „HOSI“ oder die „Villa“ oder sonst eine Beratungsstelle. Weil sie mit sich selbst nicht klar kommen, mit ihrer Umwelt, mit ihrem So-Sein. „Warum?“ fragen Sie, wo die Zeiten eh schon toleranter sind, und außerdem: bei den Möglichkeiten, die die Leute heutzutage haben, ist das doch wirklich nicht mehr notwendig.

Ist es wirklich so? Schon der gute, alte Egon Friedell stellte fest: „Ich verstehe nicht, wie man homosexuell sein kann. Das Normale ist doch schon unangenehm genug.“ Friedell war ein sehr kluger Mann; und auch wenn dieser Ausspruch nicht lesben- oder schwulenfreundlich sein mag (wer weiß schon, wie er's genau gemeint hat), es gibt wohl viele, die so denken. Nicht zuletzt Lesben und Schwule selbst verstehen „es“ häufig nicht, empfinden ihre sexuelle Orientierung als Bürde, als unangenehm, als etwas, dessen man/frau sich zu schämen hat, das versteckt werden sollte.

Damit Sie mich recht verstehen: Das ist kein Vorwurf, vielmehr eine Feststellung. Gründe dafür gibt's reichlich.

Da fällt mir als Beispiel ein, wie Homosexualität in den Medien abgehandelt wird. Lustmörder und Kinderverzahrer, anlassige Weltklasse-Tennisplie-

lerinnen, exzentrische Popstars sämtlicher Geschlechter. That's it. Im großen und ganzen jedenfalls.

Da fällt mir auch ein, was man in der Familie, am Arbeitsplatz, am Stammtisch, in der Öffentlichkeit für Bilder vermittelt bekommt. Da wimmelt es nur so von effeminierten Tunten, über die man sich lustig macht, und von frustrierten Mannweibern, von denen frau sich besser fernhält; man sowieso.

Da fällt mir natürlich auch ein, wie Gesetzgeber, Parteien, Kirche mit dem Thema und den davon betroffenen Menschen umspringen. Gewiß, Lesben und Schwule werden nicht gleich eingekerkert – vorausgesetzt, sie halten sich an die diskriminierenden Gesetze; sie müssen nicht mehr den Flammentod sterben, wie weiland unter Maria Theresia, und werden auch nicht mehr in Konzentrationslager verbracht, wie beim Herrn Hitler; ja nicht einmal Zwangselektroschocks oder Lobotomie sind heutzutage mehr üblich; und in der Hölle müssen sie auch nicht mehr schmoren, so sie nicht der unzüchtigen Fleischslust frönen, sondern ihre Neigung für sich behalten und um Erlösung beten.

Und jetzt stellen Sie sich vor, Sie sind 14 oder 15 oder 16 und kommen drauf, Sie sind auch so einer bzw. so eine. Sie merken als pubertierender Jüngling, daß

Sie sich keinen Deut für Mädchen interessieren, aber im Sportverein beim Duschen dem feschen, durchtrainierten Trainer auf den Pimmel starren – und dabei Lustgefühle kriegen. Oder Sie merken als junges Mädchen, daß Sie nicht nur der pickelige Knabe aus der Nachbarklasse, der Ihnen nachläuft, so was von gar nicht interessiert, sondern daß darüber hinaus die freundschaftlichen Gefühle zur besten Freundin noch eine andere Dimension bekommen – eine erotische. Oder Sie merken – tja, also was immer Sie sich jetzt ausmalen können.

Und dann stehen Sie da mit Ihrer Entdeckung und mit Ihren Gefühlen und überlegen: Was tun? Sie lassen Revue passieren, was sie über Lesben und Schwule in Ihrem Leben bisher gehört, gelesen, erfahren haben. Sie malen sich aus, wie die Mutter einen Nervenzusammenbruch kriegt, die Nachbarn sich lustig machen, die Freunde sich abwenden, die Familie Sie enterbt, Sie von der Schule verwiesen werden und Ihren Job verlieren. Sie fühlen sich kriminell, krank, pervers, sündhaft und unglücklich. Außerdem kennen Sie sonst niemanden, der auch so ist, und überhaupt sind Sie der/die einzige und stellen sich auf ein Leben voll Heimlichkeiten und Einsamkeit ein.

Das muß natürlich nicht so sein. Vielleicht freuen Sie sich ja auch und sind sogar stolz darauf, anders zu sein als die anderen. Und Sie wollen diese Freude mit jemandem teilen – aber mit wem? Wer wird Sie verstehen, wohin können Sie gehen?

Vielleicht haben Sie Glück, und die Mutter kriegt keinen Nervenzusammenbruch und der Vater keinen Schreikampf,

Sie verlieren keine Freunde und auch nicht den Job. Vielleicht haben Sie großes Glück und leben in einer Großstadt, wo es vielleicht sogar eine Gruppe gibt, an die man sich wenden kann; und Sie haben irgendwo eine Sendung gesehen, in der glückliche Lesben und Schwule aufgetreten sind; oder Sie haben Geschichten gelesen, die nicht von Lustmördern und Kinderverzahrern und nymphomanen Tennisspielerinnen handeln. Vielleicht haben Sie auch ein Riesenglück und treffen jemanden, der Ihnen vorlebt, daß Schwulsein oder Lesbischsein nicht so sehr viel anders funktioniert als alles andere. Und Sie nehmen eine ganz normale Entwicklung und können zu sich stehen – mit all den Fragen und Zweifeln und Höhen und Tiefen, die das menschliche Leben halt so bereit hält.

Vielleicht haben Sie aber auch ganz normales Pech.

Ich hab', wie Sie schon wissen, ziemlich viel Glück gehabt. Und natürlich hab' ich auch was dafür tun müssen. Aber wie tut man, wenn man keine Ahnung hat, wie's geht?

Von vielen jungen Leuten höre ich, daß sie es offensichtlich heute leichter haben als die Generationen davor. Die gesellschaftlichen Restriktionen sind nicht mehr ganz so schlimm, vor allem gibt es mehr Möglichkeiten, andere Leute kennenzulernen. Das hilft enorm. Ist deswegen schon alles bestens? Finden damit homosexuelle Menschen schon zu einer runden, ausgewogenen oder was weiß ich Identität?

Sie kennen natürlich den Ausspruch von der Tante Jolesch. Ganz recht, den mit der Schönheit und den Affen. Erzählen Sie den einmal einem jungen Schwulen (wie das bei Lesben ist, weiß ich nicht so genau, aber die Tante Jolesch hat ja auch gesagt: „Alles, was ein Mann schöner ist ...“), der am Samstagabend in die Disco geht. Glauben Sie ernsthaft, als graue Maus im Durchschnittsgewand mit viereinhalb Dioptrien und blassem Teint (die Pickel hat er vorsichtshalber schon mit Clearasil abgedeckt) hat er eine Chance? Ich meine eine Chance, mit irgendjemandem auch nur ins Gespräch zu kommen? Schönheit ist angesagt, Chic und Strahlglänzen. Wir haben nämlich gelernt: Nur wenn du attraktiv bist, kriegst du jemanden. Das ist zwar hart, aber so ist das Leben eben. Wir haben auch gelernt: Jung ist Trumpf! Spätestens mit 30 bist du weg vom Fenster – schau dazu, daß du rechtzeitig einen abbekommst, sonst bleibst du über. Dann schwebt

über allem das Bild des einsamen, frustrierten Schwulen, der dann nächtens sabbernd durch den Park streift und nach jungen Burschen Ausschau hält – vergeblich natürlich. Das haben auch die Schwulen gelernt, die durchaus kein Problem damit haben, schwul zu sein, die sich vielleicht da und dort engagieren, zumindest aber nicht versteckt leben. Dieses Bild ist zu stark, als daß man es so ohne weiteres ignorieren könnte – wer will denn schon so enden? Also machen wir uns schön, so gut es geht, und suchen. Versuchen, nicht übrigzubleiben.

Schwulen geht's da ähnlich wie den Frauen. Die müssen auch jung sein und attraktiv, damit sie nicht übrigbleiben und als überstandige frustrierte Jungfrau enden.

Jaja, ich weiß: Jedes Töpfchen findet ein Deckelchen. Aber es gibt halt die Töpfchen, auf die viel öfter und viel leichter ein Deckelchen paßt. Und wer möchte denn nicht zu diesen Töpfchen gehören.

Ob da viel Zeit bleibt, Ich-Stärke zu entwickeln? Schwules Selbstverständnis aufzubauen? Ich weiß nicht, aber vielleicht liegt's ja auch daran, daß ich mehr mit den Leuten zu tun kriege, die Probleme haben. Die anderen sind ja ohnehin ganz unauffällig in ihrem Glück.

Apropos unauffällig. Haben Sie schon von „Gay Pride“ gehört? Richtig, das ist, wenn Lesben/Schwule sich öffentlich zeigen und mit der größten Selbstverständlichkeit sagen: „Ich bin lesbisch“ oder „Ich bin schwul“ und dann auch noch stolz drauf sind, weil's ja wirklich keinen Grund gibt, etwas zu verstecken.

In Amerika gibt's das, wenn hunderte Lesben und Schwule ihre bunten Paraden abhalten und feiern und sich stolz und selbstbewußt zeigen, oder in Amsterdam, oder in Berlin.

Ist Ihnen „Gay Pride“ in diesem Lande schon untergekommen? Na gut, es gibt schon hie und da ein Ereignis, bei dem 100, 200 Leute zusammenkommen und sich nicht einmal vor Fernsehkameras verstecken. Der Stolz ist hierzulande nicht besonders entwickelt. Die Unauffälligkeit schon mehr.

Verständlich, werden Sie nach alledem, was Sie jetzt wissen, sagen. Warum sollen Lesben und Schwule denn etwas riskieren, wenn Sie es geschafft haben, sich ein halbwegs friedliches Leben einzurichten? Warum sich der Öffentlichkeit aussetzen, den guten Ruf auf's Spiel setzen; vielleicht will's ein blöder Zufall, daß der homophobe Chef grad zufällig in dem Moment auf der Kärntnerstraße vorbeigeht oder „Seitenblicke“ anschaut.

Und dann ist's mit der Ruhe vorbei. Warum also?

Sie haben schon recht. Und ich verstehe's ja auch – irgendwie, wenn's reflektiert ist. Aber meinen Sie wirklich, daß es gesund ist, sich immer nur zu arrangieren und mit dem zu begnügen, was einem „die Gesellschaft“ als Brosamen überläßt? Würden Sie zufrieden sein, wenn Sie zwar in einer passablen Beziehung leben, vielleicht sogar im Kirchengemeinderat oder im Sportverein aktiv tätig sind, aber sonst alles geheimhalten müssen? Daß Sie zwei entzückende Kinder haben? Oder mit Ihrer Freundin Urlaub auf Mallorca gemacht haben? Oder große Sorge haben, weil Ihr Lebensgefährte operiert werden soll? Daß Sie glücklich sind, oder vielleicht auch manchmal traurig?

Nein, nein, nicht jeder soll nach meiner Fassung glücklich werden. Aber was ist mit denen, die „in der Bewegung“ tätig sind? Von denen nehmen wir doch an, daß sie hör- und sichtbar auftreten. Glauben Sie?!

Sie erinnern sich sicher an die Outing-Geschichte, die den Medien entscheidend half, das Sommerloch zu stopfen. Keine Angst, ich will gar nicht über Sinn und Unsinn dieser Sache diskutieren. Aber wissen Sie noch, wie ein nicht unbeträchtlicher Teil der hiesigen Lesben- und Schwulenbewegung reagiert hat? Böse ist sie geworden – auf den Outer. Weil sowas tut man nicht, da vergrämt man doch die PolitikerInnen. Wenn schon Forderungen, dann bitte dezent, es könnt' ja sein, daß uns zuviel Wirbel schadet.

Es könnte sein. Aber was wäre das für ein Land, in dem politische Entscheidungen davon abhängig gemacht werden, ob ein/e PolitikerIn persönlich beleidigt (worden) ist?

Auch Lesben und Schwule haben Anpassung gelernt. Auch das ist ein Teil ihrer Identität – wie's halt so ist bei uns. Getreu dem Motto „Die Hand, die einen streichelt, beißt man nicht“. Gut und schön. Aber was, wenn einen die Hand andauernd NIEDERstreicht? Da wird man doch noch ein bißchen zuschnappen dürfen.

Wissen Sie jetzt mehr über die Identität von Lesben und Schwulen? Nein? Dann mach' ich Ihnen einen Vorschlag: Schreiben Sie einfach etwas über Ihre Identität nieder. Und dann ersetzen Sie das Wort „ich“ durch „Lesbe“ oder „Schwuler“. Das ist es dann. Zumindest so ungefähr.

von Franz M. Wimmer

Identität und Allgemeinheit

Das neuzeitliche Denken ist durch einen inneren Gegensatz geprägt. Dem Streben nach Allgemeingültigkeit und Einheitlichkeit widerspricht die einzige Quelle, aus welcher solche Allgemeingültigkeit kommen kann: Das Individuum. Beides zusammenzubringen, die universale Vernunft und die Souveränität des einzelnen, war und ist die treibende Idee des neuzeitlichen Denkens.

Zwei Richtungen stehen uns hier offen. In der einen suchen wir ein Ganzes in einer einzigen Struktur; in der anderen wollen wir im Vertrauten, Besonderen die Ganzheit befördern. Zur Globalität führt der erste Weg, zur Besonderheit der zweite. Zum Weltstaat und Weltbürgertum – oder zur nationalen Identität, zur kulturellen Heimat. Zu Weltsprache und Weltreligion oder zu Mundart und Volksbräuchen. Die historischen Nachrichten darüber, wie sich die Menschen in ihrer bisherigen Geschichte diesbezüglich verhalten haben, zeigen uns ein widersprüchliches Bild. Immer wieder begegnet uns beides: Wir sehen einerseits die Ausweitung von Lebensräumen und von Organisationen der künstlichen „Natur“ – in Technik, Staat, Religion –, wir sehen aber auch die Abgrenzungen von Fremdem, das ständige Herausbilden von Besonderheiten. Beide Tendenzen waren in der Epoche der Aufklärung in besonderer Weise ausgeprägt.

In der Epoche seit der Aufklärung haben sich die Begriffe „Volk“ und „Nation“ mit einer neuen Funktion und Bedeutung herausgebildet. Versuchen wir, diese Begriffe in den gegenwärtigen Diskursen klarzulegen, so fällt besonders auf, daß es sich um Bezeichnungen für Populationen handelt, deren Vorfahren in der Zeit vor der Industrialisierung Europas in geschlossenen Siedlungsgebieten lebten. Das heißt: Völker oder Nationen sind nach dem gängigen Verständnis und Sprachgebrauch ein für allemal entstanden, und zwar vor der Industrialisierung. Wenn später Migrationen großer Gruppen stattfanden – wie dies besonders für die Vereinigten Staaten Nordamerikas nach dem Beginn der kontinentalen Expansion im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts der Fall war –, bildeten diese Menschen nicht eine neue Nation oder ein neues Volk, sondern einen Staat, für den es charakteristisch ist,

daß seine Bevölkerung sich aus vielen Völkern zusammensetzt und vermischt. Nach dem europäischen Konzept der Nation, wie es die „nationalstaatlichen“ Ideen des 19. und 20. Jahrhunderts bestimmt, bleibt eine solche Vermischung weiter als Vermischung bestehen, führt nicht zum Entstehen einer neuen „Nation“.

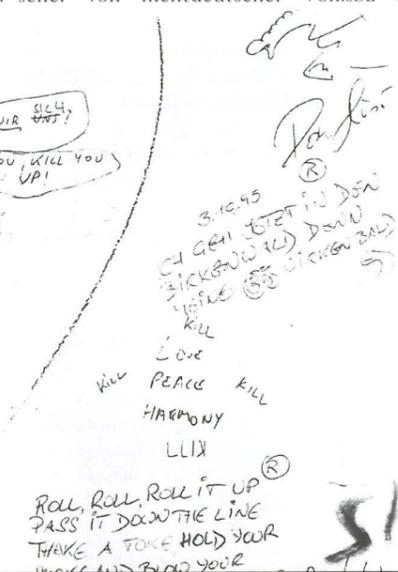
Was im landläufigen Verständnis und auch im Sprachgebrauch der Neuen Rechten eine „Nation“ oder ein „Volk“ auszeichnet, sind also Gemeinsamkeiten der Mitglieder einer Bevölkerung, die nicht auf die Wortbedeutung von „natio“ – „Geburts- oder Herkunftsgemeinschaft“ – schlechthin zurückgehen, sondern nur auf diejenigen einer früheren Stufe; die „Geburtsgemeinschaft“, die mit der „Nation“ angesprochen ist, ist nicht die der gegenwärtig lebenden Menschen in einem bestimmten Gebiet, sondern die ihrer „Vorfahren“. Anders wäre nicht zu verstehen, warum „Nationen“ oder „Völker“ nicht andauernd neu entstehen, sich verändern, sondern als gewissermaßen feste, in Grundzügen ein für allemal gegebene Größen verstanden werden. Was macht demzufolge eine „Nation“ oder ein „Volk“ aus?

Ein wesentliches Merkmal für die Abgrenzung einer Nation von einer anderen ist die als eigenständig oder unterschiedlich betrachtete „Sprache“. Nehmen wir die „deutsche Sprache“ als einen solchen Fall und fragen wir uns, in welcher Weise sie zur Abgrenzung deutscher von nichtdeutscher Volkszu-

gehörigkeit verwendet werden kann. Die deutsche Sprachgeschichte weist zumindest bis in unser Jahrhundert so große innere Differenzierungen auf – in den Mundarten –, daß die Möglichkeit der leichten Verständigung untereinander nicht als Abgrenzungskriterium anwendbar ist. Beispielsweise ist die Verständigung – und das heißt: die Gemeinsamkeit der Sprache – zwischen Niederländern und Deutschen, deren Mundart das Plattdeutsche oder Friesische ist, gewiß größer als zwischen diesen Deutschen und jenen, die im Südosten des Sprachgebietes leben. Schon aus diesem Grund wird es nicht ausreichend sein, eine Gemeinsamkeit der Sprache als alleiniges Kriterium der Zugehörigkeit zu einer „Nation“ oder einem „Volk“ zu behaupten.

Ein zweites Merkmal, demgemäß ein „Volk“ sich von einem anderen „Volk“ im gewöhnlichen Verständnis unterscheiden soll, sind allgemein geübte und als selbstverständlich gesehene „Sitten und Bräuche“. Die berühmte Stelle aus den Essays von Montaigne, in der er den Kachelofen der „Deutschen“ mit dem offenen Kamin der „Franzosen“ vergleicht und verwundert feststellt, daß die jeweils anderen mit ganz ähnlichen oder sogar den gleichen Gründen dafür einstehen, nur ihre eigene Form der Beheizung sei vernünftig, bietet einen Beleg für dieses Merkmal an einem alltäglichen Fall. Doch sind auch hier wiederum die regionalen Unterschiede und – in der Zeit der massenhaft und regionüberschreitend verwendeten Konsumgüter – die Angleichungen über „Volks“grenzen hinweg Belege dafür, daß auch dieses Merkmal für sich genommen eine unzulässige Abstraktion von den tatsächlichen Verhaltensweisen darstellt.

Als drittes Merkmal wird häufig die Geschlossenheit des Siedlungsgebietes angeführt. Auch hier zeigt die Geschichte des Volkes der „Deutschen“, daß das so ernst nicht gemeint sein kann. Zwar findet sich bei Theoretikern der Nationalstaatsidee insbesondere im 19. Jahrhundert sehr häufig der Hinweis, das „deutsche Volk“ sei gerade darum der Inbegriff eines „Volkes“, weil es einerseits „immer schon“ in dem Raum gesiedelt habe, in dem es jetzt lebt, und weil andererseits in diesem Raum nie ein anderes „Volk“ zur Herrschaft gelangt sei. Den historischen Tatsachen – den deutschen „Sprachinseln“ und anderen enklavischen Gebieten, aber auch den stets vorhandenen „Gemengelagen“ (ein Ausdruck von A. Mölzer) innerhalb von Gebieten, die mehrheitlich von deutschsprechender Bevölkerung bewohnt wer-



den – entspricht ein solches Bild durchaus nicht. Wenn wir nicht nur an „historische Gemengelagen“ denken, wie das allerdings im Diskurs der Neuen Nationalisten selbstverständlich zu sein scheint, wenn wir also nicht nur an die Sorben der Lausitz oder die Kärntner Slowenen denken, sondern auch an die „Ruhrpolen“ vor hundert Jahren und (warum eigentlich nicht?) die „Ruhrtürken“ unserer Zeit, so werden wir sagen müssen, daß das „geschlossene Siedlungsgebiet“ eine Abstraktion ist, die ebensowenig wie die der „gemeinsamen Sprache“ und der „gemeinsamen Bräuche“ einfach aus den beobachteten Tatsachen hergeleitet werden kann.

Vielleicht gehen wir richtig in der Annahme, daß die bisher genannten Merkmale zur Unterscheidung eines „Volkes“ von einem anderen „Volk“ in der Regel gar nicht als die entscheidenden Merkmale von denjenigen angesehen werden, die eine solche Unterscheidung für zweckdienlich oder für notwendig halten. Wir begegnen hier vielmehr noch einem weiteren Wort (das ich einen „Begriff“ zu nennen mich scheue, weil es so vage und vieldeutig verwendet wird): der „nationalen Identität“. Ich fasse unter diesem Wort vielfältige, sowohl verbale als auch nonverbale Verhaltens- und Bewußtseinsformen zusammen, deren Gemeinsamkeit mir darin zu bestehen scheint, daß ein „Wir-Bewußtsein“ erlebt oder behauptet wird, aufgrund dessen es möglich erscheint, das „Eigene“ vom „Fremden“ abzugrenzen.

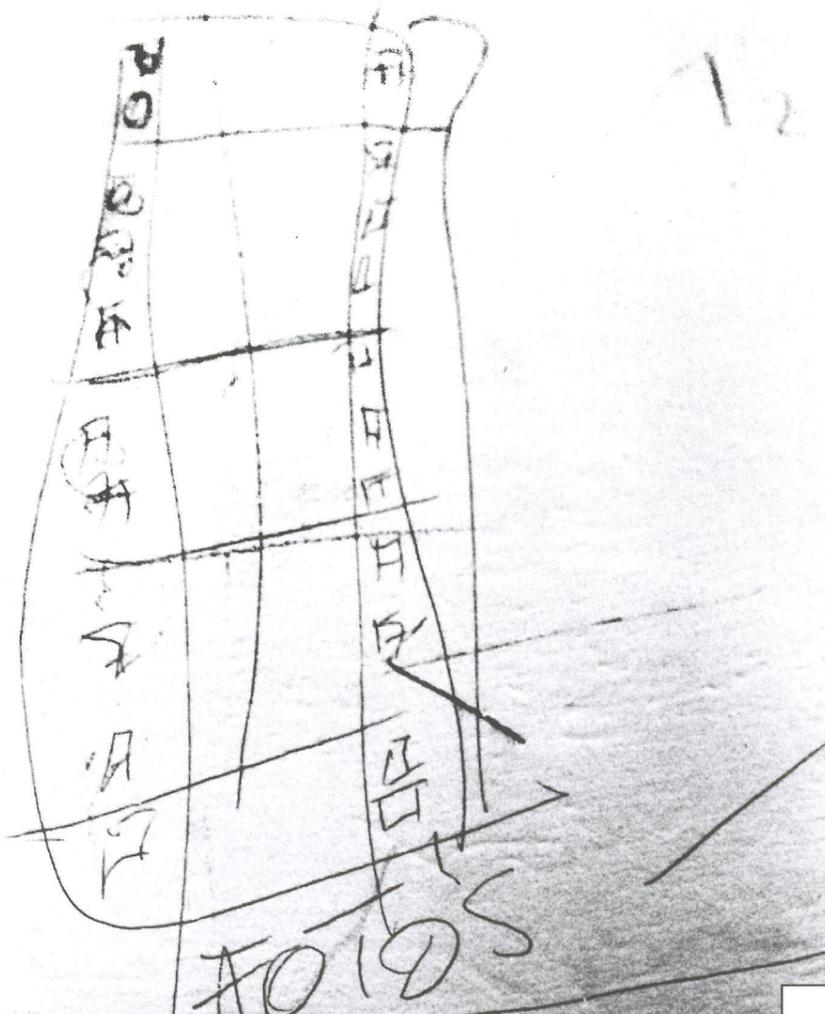
Die Entstehung, Veränderung und ideologische Funktion eines solchen „Wir-Bewußtseins“ zu untersuchen, ist nicht nur eine akademische Fingerübung, nämlich dann nicht, wenn in politischen Auseinandersetzungen der Gegenwart Argumente für oder gegen bestimmte Maßnahmen aus der behaupteten oder bezweifelt „nationalen Identität“ gewonnen werden. Dies ist in den Diskursen der Neuen Rechten, aber auch in den Diskussionen um die Notwendigkeit und Berechtigung einer „Festung Europa“ durchaus der Fall. Die Mittel, welche die Philosophie in dieser Situation aus ihrer eigenen Tradition heraus in ein solches Streitgespräch einbringen kann, sind von zweierlei Art. Sie kann einmal die Denkgeschichte daraufhin befragen, welche Ideen und Konzepte, welche Vorurteile und Erkenntnisse zur Erklärung oder auch nur zur Beschreibung der einschlägigen Phänomene entwickelt, wie diese aufgegriffen und abgelehnt oder auch weiterentwickelt worden sind. Diese Fragestellung, die sich grundsätzlich mit einer

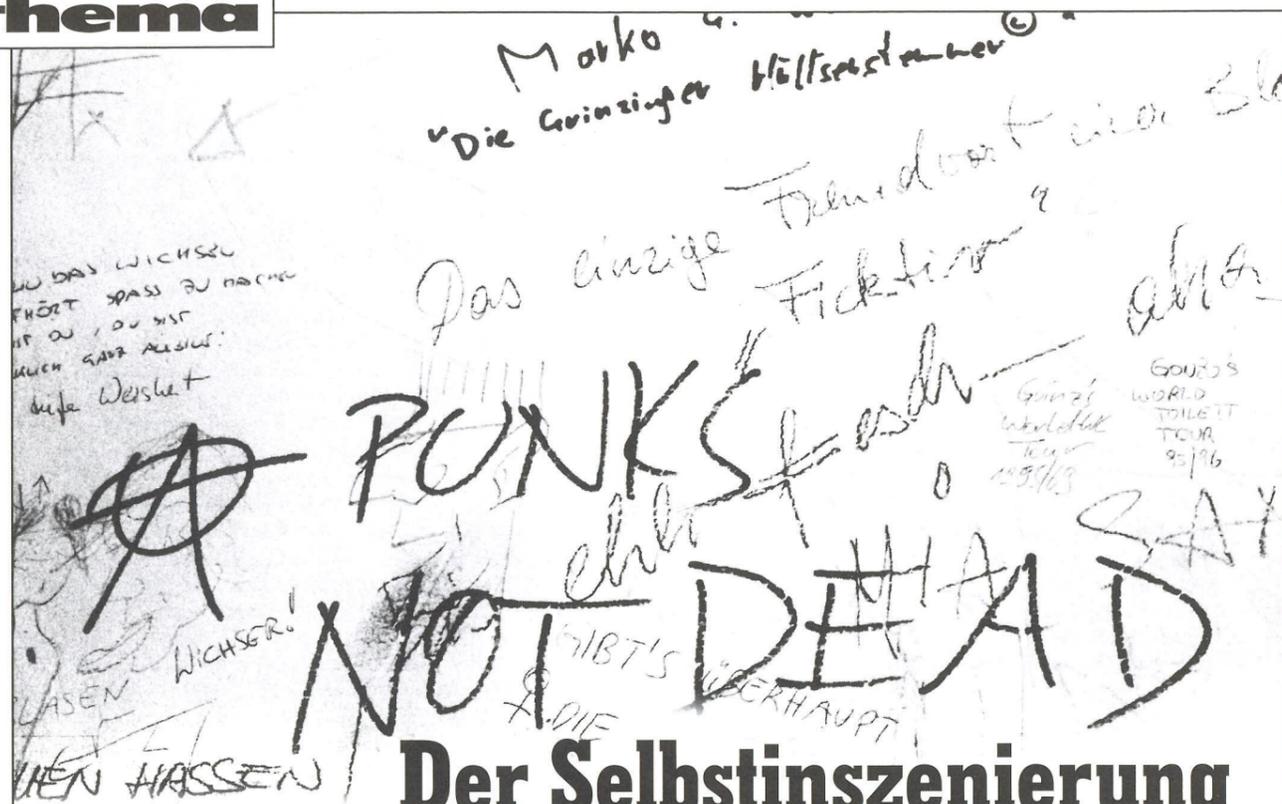
Aufklärung über die „Ahnen“ heutiger Denkformen befaßt, ist nicht unwichtig, aber sie reicht nicht aus. Im Grenzfall, wenn nämlich konträre Positionen sich auf ihre jeweiligen „Ahnen“ oder „Vorläufer“ als selbstverständliche Autoritäten beziehen, würde die daraus folgende argumentative Pattsituation auf etwas hinauslaufen, was mit dem Streit zweier Kinder vergleichbar wäre, von denen jedes behauptet, sein Vater sei besser als der des anderen.

Kann aber Philosophie mehr als dies? Kann aus ihrer Tradition, aus ihren Methoden und Begriffen ein Beitrag in der Sache noch kommen, oder ist sie nicht immer schon in der Gefahr, entweder auf ihre eigene Geschichte zurückzugreifen oder ungesichert zu bleiben? Nur aus der Durchführung eines anderen als

eines bloß historisierenden Diskurses läßt sich die Frage nach der Kompetenz der Philosophie beantworten, das heißt: Nicht „die Philosophie“ ist gefragt, sondern „der Philosoph“ oder „das philosophische Argument“ in einem „Dialog“ oder besser „Polylog“ über jede Frage, die die Gesellschaft betrifft. Ein derartiges Verfahren kann keine Überlegenheit irgendeiner Tradition oder Gruppe voraussetzen, sondern hat zum Ziel, gegenseitige Anerkennung herzustellen und auf dieser Basis zu gemeinsamen Lösungen zu gelangen.

Franz M. Wimmer lehrt Philosophie an der Universität Wien und leitet einen Arbeitskreis zur „Theorie und Praxis der Interkulturalität“ am Institut für Wissenschaft und Kunst (Wien).





Der Selbstinszenierung immerwährende Kostüme

Das Anfang 1995 erschienene Buch „Inszenierungen. Stichwörter zu Österreich“¹, das die „österreichische Identität“ von einem unkonventionellen Blickwinkel hinterfragt, bietet auch einen innovativen theoretischen Zugang zur allgemeinen Identitätsfrage. „Inszenierungen“, das vor kurzem im Rahmen eines Workshops in Paris vorgestellt wurde, ist ein Buch, dem im Millennium besondere Bedeutung zuteil wird. Wir führten ein Interview² mit einer der AutorInnen des Buches, Karin Liebhart, Mitarbeiterin der Gesellschaft für politische Aufklärung sowie Leiterin des Arbeitskreises „Identität“.

STIMME: „Inszenierungen“ ist ein in mehrerer Hinsicht ungewöhnliches Buch: einerseits durch seine lexikale Struktur (Stichwörter), andererseits durch seine Fragestellung, in der die immer wiederkehrenden „Requisiten und Kostüme“ einer Selbstinszenierung hinterfragt werden.

Liebhart: Die einzelnen „Stichwörter zu Österreich“, alphabetisch angeordnet und mit Verknüpfungshinweisen versehen, geben dem Buch zwar eine lexikalische Struktur, die individuelle Wanderungen durch den Text ermöglicht; „Inszenierungen“ ist aber kein Lexikon. Die von uns ausgewählten Texte und Bilder erheben keinen Anspruch auf Repräsentativität im Sinne enzyklopädischer Voll-

ständigkeit. Sie entsprechen vielmehr „Schlüsselszenen“, die in einer Reihe unterschiedlicher Darstellungen des Österreichischen wiederkehren bzw. darin einen zentralen Stellenwert haben. So können semantisch dichte Begriffsfelder, in denen verschiedene Darstellungen des Österreichischen aufeinandertreffen, einander ergänzen oder überschneiden, rekonstruiert werden.

Die Auflösung von Österreich-Bildern und -Texten in Stichwörtern ist selbst eine Text-Inszenierung, die bereits durch die gewählte Form ausschließen soll, daß den zahlreichen vorliegenden Österreich-Definitionen hier noch eine weitere hinzugefügt wird. Stattdessen haben wir den Versuch unternommen, zwischen den

einzelnen Definitionen wechselseitige Bezüge herzustellen und die Zusammenhänge, auf die sie jeweils verweisen, nachvollziehbar zu machen.

Wir verwenden daher – in Anlehnung an den französischen Historiker Fernand Braudel – auch einen, aus dem jeweiligen Identifikationsprozeß entstehenden, „pragmatischen“ Identitätsbegriff für die heterogenen und oft ambivalenten oder widersprüchlichen Darstellungen, die in den Selbstinszenierungen des Österreichischen sichtbar werden. Diesen Identifikationsprozessen sind wir in unterschiedlichen Alltagsbereichen, in denen nationale Identitäten zum Ausdruck kommen – von der Politik über die Literatur und Musik bis zur Tourismuswerbung und zum Kleidungsverhalten oder zum Essen und Trinken – nachgegangen.

Der dabei eingesetzte Methodenmix bedient sich verschiedener Disziplinen – über historische und sozialwissenschaftliche Arbeiten hinaus etwa der Ethnologie, der Kulturwissenschaften, der Imageforschung sowie ausgewählter Ansätze zur Analyse von politischen Mythen, Symbolen und Ritualen.

In der Forschung besteht oft die Tendenz, die Analyseeinheiten Politik und

Kultur voneinander getrennt zu behandeln (Kulturnation vs. Staatsnation); nicht selten wird den Minderheiten eine „kulturelle“ und der Mehrheit eine „politische“ Identität zugeschrieben. Österreichische Texte und Diskussionen zur Nationsdefinition orientieren sich meist an einer historischen Perspektive, in deren Zentrum die Französische Revolution als Grundlage eines modernen, plebiszitären Nationsbegriffs steht, und grenzen sich so von einer ethnischen Definition bzw. dem Begriff einer Kulturnation ab.

Dieser definitorischen Differenzierung der – die positiv bewertete österreichische Identität der Zweiten Republik bestimmenden – „Staatsnation“ als einer Nation qua Willen der BürgerInnen, die sich aufgrund gemeinsamer Ziel- und Wertvorstellungen und eines Gemeinschaftsbewußtseins zusammenschließen, werden jedoch in einer Vielzahl von Beiträgen Argumente für das Bestehen einer österreichischen Identität zur Seite gestellt, die implizit auf das Konstrukt einer österreichischen „Kulturnation“ zurückgreifen. Dies gilt für den Nachweis österreichischer Identität über die Verbindung des „Nationalstolzes“ mit der österreichischen Hochkultur in sozialwissenschaftlichen Umfragen ebenso, wie für den essayistischen Rückgriff auf die Multikulturalität der Habsburger-Monarchie der Jahrhundertwende – etwa in der Mitteleuropadebatte –, die ja eine retrospektive Verklärung darstellt und reale politische Problematiken zu Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend ausblendet.

Gerade diese Beschwörung einer österreichischen (Hoch-)Kultur – selbst wenn postuliert wird, diese sei Ergebnis einer multikulturellen Verschmelzung – verweist aber auch auf Vorstellungen von Homogenität und Einheit, die kulturelle und politische Identitäten von Minder-

heiten tendenziell als „anders“, als nicht „typisch österreichisch“ festschreiben. Darüberhinaus erlaubt sie, konsequent weitergedacht, auch die politisch gefährliche Konstruktion eines nach kulturellen Kriterien definierten österreichischen Volkes, das u.U. angeblich gegen kulturell wesenhaft andere Menschen, gegen „Fremde“, zur Bewahrung seiner „Identität“ abgegrenzt werden muß.

Sie leiten auch den – von der Initiative Minderheiten und der Gesellschaft für politische Aufklärung ins Leben gerufenen – Arbeitskreis „Identität“. Welcher thematische Zugang herrscht dort, welche Forschungs- und Diskussionswege zeichnen sich ab?

Der Arbeitskreis „Identität“ entstand im Dezember des Vorjahres im Kontext der „Tagung der Minderheiten“ und ist als Diskussionsforum konzipiert. Die TeilnehmerInnen trafen sich in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen bis zum Sommer; aus organisatorischen Gründen gab es dann eine längere Pause. Der Arbeitskreis wird seine Tätigkeit ab Jänner 1996 wieder kontinuierlich aufnehmen.

Diskutiert werden aus einer interdisziplinären Perspektive theoretische und methodische Ansätze zur Beschreibung von Identitäten als soziale Konstrukte ebenso wie politische Ansätze zum Aufbrechen starrer Identitätszuschreibungen oder emanzipatorische Aspekte, die in einzelnen Identitätskonzepten enthalten sind.

Mittelfristiges Ziel ist die Rückvermittlung unserer Diskussionsergebnisse an einen breiten Kreis von InteressentInnen, möglicherweise im Rahmen eines von der Initiative Minderheiten organisierten Workshops. Neue TeilnehmerInnen sind übrigens jederzeit willkommen.

Interview: Hakan Gürses



Ausgewählte Literatur zum Thema „Kollektive Identitäten“ bzw. österreichbezogene Literatur zum Thema „Minderheitenidentitäten“

Arbeitsgemeinschaft Volksgruppenfrage (Hg.): Zwischen Selbstfindung und Identitätsverlust. Ethnische Minderheiten in Europa. Wien 1984

Assmann, Aleida / Harth, Dietrich (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerungen. Frankfurt/M. 1991

Assmann, Jan / Hölscher, Tonio (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt/M. 1988

Balibar, Etienne / Wallerstein, Immanuel: Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Berlin 1991

Bauböck, Rainer / Baumgartner, Gerhard / Perchinig, Bernhard / Pinter, Karin (Hg.): ... und raus bist Du! Ethnische Minderheiten in der Politik. Wien 1988

Bausinger, Hermann: Kulturelle Identität. Tübingen 1982

Berding, Helmut (Hg.): Nationales Bewußtsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit. Band 2. Frankfurt/M. 1994

Baumgartner, Gerhard / Müllner, Eva / Münz, Rainer (Hg.): Identität und Lebenswelt. Ethnische, religiöse und kulturelle Vielfalt im Burgenland. Eisenstadt 1989

Baumgartner, Gerhard: 6 x Österreich. Geschichte und aktuelle Situation der Volksgruppen. Klagenfurt/Celovec 1995

Bundesministerium für Unterricht und Kunst (Hg.): Wir und die anderen. Zur Konstruktion von Nation und Identität. Informationen zur politischen Bildung. Wien Nr. 3/1992

Fischer, Gero / Wolfingseder, Maria (Hg.): Biologismus, Rassismus, Nationalismus. Rechte Ideologien im Vormarsch. Wien 1995

Giesen, Bernhard (Hg.): Nationale und kulturelle Identität – Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit. Band 1. Frankfurt/M. 1991

Guggenberger, H. / Holzinger, Wolfgang (Hg.): Kollektive Identitäten im Spannungsfeld von Integration und Ausschließung. Klagenfurt/Celovec 1993

Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt/M. 1985.

Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg 1994

Heckmann, Friedrich (Hg.): Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie interethnischer Beziehungen. Stuttgart 1992

Heinschick, Mozes F. / Hemetek Ursula (Hg.): Roma, das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien 1994

Müller, Jost: Nation, Ethnie, Kultur. Mythen der Rechten. Berlin-Amsterdam 1995

Petschar, Hans / Schmid, Georg: Identität und Kulturtransfer. Wien-Köln-Weimar 1990

Reiterer, Albert F.: Die unvermeidbare Nation. Ethnizität, Nation und nachnationale Gesellschaft. Frankfurt/M.-New York 1988

Zusammengestellt von Karin Liebhart

¹ Susanne Breuss / Karin Liebhart / Andreas Pribersky: *Inszenierungen. Stichwörter zu Österreich.*

Mit einem Vorwort von Anton Pelinka. Wien: Sonderzahl 1995

² Aufgrund der thematischen Komplexität wurde das Interview schriftlich geführt.

Der Hudson, die Eugenik, die Wiener Küche

von Erwin
Riess

Groll und Tritt sitzen auf einer Bank am Hudson River in New York City. Groll hat vor der Parkbank ein kleines Tischchen aufgebaut, auf dem ein Fernglas, eine genaue Karte der Upper New York Bay und einige Ausgaben der Zeitschrift „Professional Mariner“ liegen. Während Tritt in die „New York Times“ versunken ist, betrachtet Groll vorbeifahrende Schiffe durch das Fernglas. Manchmal hakt er einen Namen auf einer handgeschriebenen Liste ab und vermerkt daneben die Uhrzeit.

Groll Die „Yachtworld“ ist überfällig. Seit zehn Minuten.

Tritt ohne aufzusehen Sie wird schon noch kommen.

Groll Hoffentlich. Ich mache mir Sorgen. Tritt liest.

Groll Vielleicht sollten wir den Parkwächter verständigen. Er möge die Coast Guard auf Governors Island alarmieren. Ich glaube, die „Yachtworld“ hat Probleme. Große Probleme. Sie müßte längst da sein. 1962 ist ein Ausflugsdampfer der Circle Line knapp unterhalb der George Washington Bridge auf einem Felsen leck gelaufen.

Tritt blickt auf Eine Katastrophe!

Groll nickt Er holte große Mengen Wasser über. Gottseidank gab es nur drei Leichtverletzte, es war eine Probefahrt mit einem neuen Steuerungsmechanismus. Zufälligerweise wurde die Steuerung der „Yachtworld“ voriges Jahr generalaniert. Ich bin sehr beunruhigt.

Tritt Dürfte ich einmal einen Blick in Ihre Zeitschrift werfen?

Groll Gern. Reicht Tritt den „Professional Mariner“ Die Seiten 12 bis 20 sind besonders aufschlußreich.

Tritt blättert, dann Sie meinen die Serie: „Greatest Disasters in American Professional Shipping?“

Groll So ist es.

Tritt Ich dachte, Sie interessierten sich nur für Meeresschifffahrt?

Groll Umgekehrt. Ich nehme die Ozeane nur so mit. Meine wahre Leidenschaft gehört der Binnenschifffahrt.

Tritt Dann sind Sie ja hier am Hudson genau richtig!

Groll Das kann man so nicht sagen. Der Hudson ist bis zum Pier 99 internationale Meereswasserstraße und Binnenwasserstraße in einem.

Tritt Ähnlich wie Lissabon und der Tejo.

Groll Aber im Gegensatz zu Lissabon, wo die Öltanker, die zur Abwrackung auf die Werft fahren, Süßwasser unter dem Kiel haben, handelt es sich hier um Meereswasser. Hydrographisch gesehen ist der Hudson auf der Höhe Manhattans ein Fjord, der südlichste Fjord der Erde übrigens. Hören Sie mir überhaupt zu? Tritt ist längst in einen Artikel der „New York Times“ vertieft.

Groll Was lesen Sie da?

Tritt Einen Artikel über die Gentechnologie. Wenn das stimmt, was hier berichtet wird, gehen wir finsternen Zeiten entgegen.

Groll Das haben die Menschen auch gesagt, als die ersten Dampfmaschinen in Betrieb genommen wurden.

Tritt Ihnen wird der Spott auch noch vergehen. Hören Sie zu: Ein Biotechnologe behauptet, daß Menschengene leichter zu manipulieren sind als Rindergene. Während an der gentechnischen Verbesserung des Rinds aber schon gearbeitet wird, hält man sich beim Menschen bisher noch zurück.

Groll Schade. Ich würde gern einige Gene von mir runderneuern lassen.

Tritt Dieser blasse Witz ist nicht so weit von der Wirklichkeit entfernt. Im Herbst 1994 wurde das erste Mal ein menschlicher Embryo aus eigenen Erbanlagen verdoppelt.

Groll Geklont.

Tritt Ich wollte Sie nicht mit diesem Wort verwirren.

Groll Wie fürsorglich von Ihnen.

Tritt Der Autor dieses Artikels vergleicht das Experiment mit der ersten gelungenen Kernspaltung. Die Auswirkungen der Genmanipulationen, so schreibt er, werden aus der Welt eine Hölle machen. Der Rassismus, der aus der politischen Sphäre jetzt gerade noch herausgehalten werden kann, dringt dann durch die Hintertüre der Gentechnologie vor.

Groll Was ist daran neu? Wenn die Kraft nicht vorhanden ist, Widerstand

zu leisten, ist es doch egal, ob der Feind von oben oder unten, vorn oder hinten antritt.

Tritt Die Spinnereien von gestern sind die Paradigmen von heute. Jedes Hygieneinstitut, jede tropenmedizinische Forschungsstelle, jede Impfstoffentwicklung kann zu einer militärischen Einrichtung werden, jedes Resistenzgen könnte alle anderen Gene bedrohen. In den Laboratorien werden unter dem Titel AIDS-oder Krebsforschung biologische Waffen produziert, die kostenmäßig weit unter den herkömmlichen konventionellen Waffen liegen, deren Wirkung aber an die Atom- und Wasserstoffbomben heranreicht.

Groll Ich sehe noch immer nicht, was daran neu sein soll.

Tritt Durch die Gentechnologie wird die internationale Gemeinschaft noch erpreßbarer. Wer beispielsweise die Reisedatenbank der UNO kontrolliert, der könnte, den politischen Willen vorausgesetzt, ungeheure Hungersnöte auslösen.

Groll Die Möglichkeit besteht schon heute.

Tritt Es scheint, daß Sie sich von den Gefahren der Gentechnologie nicht sonderlich bedroht fühlen. Haben Sie den Streit über die Bioethik-Konvention in der EU nicht verfolgt? Behinderten Menschen war die Rolle von Versuchskaninchen zugehacht!

Groll Wenn man Tierversuche ablehnt, ist das nur konsequent.

Tritt Werden Sie nicht zynisch. Wenn erst erwünschte Eigenschaften der Menschen gezüchtet werden können, wird der Sozialdarwinismus triumphieren.

Groll Ich sehe noch immer keinen Unterschied zur gegenwärtigen Situation.

Tritt Weil Sie blind sind. Pardon! Weil Sie nicht sehen wollen, daß zum Beispiel das Genom-Projekt, das sich die Erforschung aller hunderttausend Gene des Menschen zum Ziel gesetzt hat, eine fürchterliche Bedrohung für die Menschheit in sich birgt.

Groll Inwiefern?

Tritt Künftige Diktatoren werden aus den menschlichen Gendatenbanken Sklaven- und Herrenrassen züchten.

Groll Was ist daran schrecklich? Sklavenaufstände bringen die Menschheit nicht erst seit Spartacus voran.

Tritt Revolutionen als Lokomotiven der Geschichte. Marxistische Nostalgie. Angesichts der Gentechnologie würde Marx solche Sätze nicht mehr von sich geben.

Groll Möglich. Vielleicht würde er dann Revolutionen als Remorqueure der Geschichte bezeichnen.

Tritt Was ist ein Remorqueur?

Groll Ein Schleppschiff. Im übertragenen Sinn kann man aber auch ein Schubschiff so bezeichnen. In der Dialektik von Schleppe und Schub ließe sich Geschichte präziser beschreiben als mit dem Bild der Lokomotive.

Tritt Lokomotiven können auch rückwärts fahren!

Groll Aber Sie können nicht untergehen. Schleppe- und Schubschiffe hingegen verfügen über diese Fähigkeit und darin ähneln sie Revolutionen sehr. Die „Yachtworld“ ist immer noch nicht da.

Tritt Der Gefahr der Eugenik werden Sie mit Sprachspielen nicht gerecht. Der Geldmarkt wird in Bälde vom Genmarkt abgelöst werden.

Groll Interessant. Wieviel Gene wird dann ein Sandwich kosten? Wird man Gene auch in der Wallstreet handeln?

Tritt Gesundheitsökonomien haben errechnet, daß 50 Prozent der gesamten, während eines Lebens auftretenden Krankheitskosten im letzten Lebensjahr anfallen. Früher waren die Leute gesund und sind nach kurzer Krankheit gestorben. Heutzutage hingegen leben sie auch mit den schwersten Krankheiten noch jahrelang.

Groll Die Begründung für eine moderne, nicht-rassistische Euthanasie.

Tritt Bald können Sie wählen: Genomische, das heißt, rassistische Eugenik oder ökonomische Euthanasie.

Groll Muß ich mich jetzt schon entscheiden? Ich möchte zuerst meine Gene befragen.

Tritt Das Denken in Genstrukturen ist bereits die Einübung in die Barbarei. Haben Sie gewußt, daß es Menschen gibt, denen eine Pavianleber eingepflanzt wurde?

Groll Nein. Sieht man es Ihnen an?

Tritt Das nicht. Aber über den Blutkreislauf entstehen auf diese Weise im ganzen Körper überall Pavianzellen.

Groll Wird man davon krank?

Tritt Nein, aber allein der Gedanke, Tierzellen im Körper zu haben, verursacht mir Brechreiz.

Groll Warum? Wenn ich daran denke, daß ich der Sohn meiner Mutter bin und deren Gene in mir trage, bekomme ich zum Brechreiz noch Depressionen.

Tritt Und was tun Sie dagegen?

Groll Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß es meiner Mutter genauso ergeht, wenn Sie mich betrachtet.

Tritt Befürchten Sie nicht, daß zukünftig Behinderte schon in der pränatalen Diagnostik selektioniert werden?

Groll Ich bin nicht religiös.

Tritt Pränatale Diagnostik ist keine Glaubensrichtung!

Groll Ich dachte, das sei eine der vielen Sekten, die in letzter Zeit von sich reden machen.

Tritt Pränatale Diagnostik ist eine erschreckende Möglichkeit des genetischen Faschismus. Normalitätsvorstellungen kreuzen sich mit der Hoffnung auf Leidfreiheit, Paradiesversprechungen verführen die Menschen zu Greuelthaten.

Groll Also doch eine Religion!

Tritt Gerade in Europa könnten wieder Versuche entstehen, neue Kronen der Schöpfung zu klonen, die über ein Heer von defekten Verfügungswesen gebieten.

Groll Sie tun so, als sprächen Sie von der Zukunft, dabei leben wir schon die längste Zeit in den von Ihnen beschriebenen Verhältnissen. Um die Zukunft behinderter Menschen mag es nicht zum Besten bestellt sein, wirklich prekär hingegen ist die gegenwärtige Lage der Binnenschifffahrt: Die „Yachtworld“ ist schon fünfzehn Minuten überfällig!

Tritt Sie sind geschmacklos!

Groll Binnenschiffer sind Realisten. Behin-



derte werden auch in Zukunft die Rolle der sozialen Abschreckungswaffe spielen müssen; ohne uns werden auch die schlimmsten gentechnischen Diktaturen nicht auskommen können. Es muß immer eine Bevölkerungsgruppe geben, deren gesellschaftliche Behinderung die Masse der Nichtbehinderten mit deren schrankenlosen Ausbeutung versöhnt. Immer mehr Menschen leben heutzutage nur als Kontraktwesen: Der Arbeits-, der Miet-, der Sozialversicherungskontrakt. Und alle Kontrakte sind streng begrenzt. Da sind Menschen, deren körperliche oder geistige Begrenzung für alle offensichtlich ist, von großer Wichtigkeit. Sie sind der Kitt, der eine Gesellschaft zusammenhält, die sonst schon längst in sich zusammengestürzt wäre.

Tritt Sie sind ein Phantast. Am Ende der Gentechnologie steht die Abschaffung des Individuums!

Groll Daran wird jetzt schon gearbeitet? Eine gute Nachricht.

Tritt Derzeit arbeitet man noch an Fettsuchtprojekten, Sie wissen, die Amerikaner lieben ihr Junk food, würden am liebsten aber kein Gramm Fett zu sich nehmen. Wenn es also gelingen sollte, mittels Genmanipulationen Menschen zu züchten, die dieses Essen vertragen, würde aus dieser Erfindung das profitabelste Business seit der Erfindung von Coca Cola.

Groll Das wäre aber auch die Rettung für die Wiener Küche. Sie haben recht, die Gentechnologie scheint doch gefährlicher zu sein, als ich glaubte.

Ein Schiff der Circle Line nähert sich.

Tritt Können Sie das Transparent am Oberdeck lesen?

Groll sieht durch Fernglas Americans with Disabilities Act. Celebration Cruise sponsored by Nabisco.

von Ruth
Karzel

Parade

Blickt in die Schulhöfe der ganzen Welt: Buben raufen darum, wer in der Rangordnung am höchsten ist. Sie fuchteln mit der Faust unter der Nase des erwählten Gegners, und wenn dieser sich bedroht fühlt und zuschlägt, können sie endlich prügeln, denn sie wurden ja angegriffen.

Dieses Ritual unter Kindern und Halbwüchsigen wird dann, staatlich organisiert, weitergeführt.

Es gibt Männer, die aus der Pubertät nie herausgekommen sind, die sich mit seltsamen Kleidungsstücken bedecken. Hüte, die Tellern ähneln, auf dem Kopf, goldene Schnüre, Sternchen und Knöpfe an Schultern und Brust – anscheinend schöpfen sie daraus ihr Selbstverständnis und ihre Kraft: Denn kaum treten sie derart geschmückt auf, am liebsten in Rudeln, werfen sie sich in die verzierte Brust und erwarten, daß die Welt vor ihnen Habtacht steht.

Diese Männer sagen, sie wollen das Vaterland schützen. Wessen Vaterland? ICH habe kein Vaterland, ich habe bestenfalls ein Mutterland, das Land, in dem meine Mutter mit mir niederkam. Ich war 34 Jahre alt, als ich mein Vaterland, das Land meines Vaters, zum ersten Mal sah. Ihn hat ein Krieg, von Männern

mit Tellern auf dem Kopf befohlen und von Buben mit Suppenschüsseln auf dem Kopf ausgefochten, aus seinem Land verjagt.

Das Land, in dem er heute lebt und in dem ich heute lebe, konnte sich dank seiner Neutralitätspolitik, zu der es sich verpflichtet hatte, zu einem blühenden Land entwickeln.

Aber die Männer mit den Tellern auf dem Kopf und den Schnüren und Sternchen auf der Brust leiden. Sie leiden furchtbar an dem, was die menschliche Seele als unerträglich empfindet: die Krise des eigenen Seins, die Frage nach dem Sinn ihrer Existenz.

Verzweifelt am Sinn ihrer Existenz, erfinden sie Choreographien und Modeschauen, Ballette der Teller und der Suppenschüsseln. Das kostet natürlich auch Geld. Ein zäher Kampf, wenn schon so viel Geld für unnötige Dinge wie Soziales und Kultur herausgeworfen wird!

Und was gibt es denn Schöneres als die Apotheose des Männlichen, nicht wahr! Wem entginge denn nicht die hübsche Form der Selbstpräsentation, wenn Buben und Männer mit Suppenschüsseln auf dem Kopf den runden Laufsteg entlangrollen, auf Fahrzeugen, die ein langes Rohr nach vorne gerichtet haben.

Alle Geräte, die sie so präsentieren oder die sie gerne noch kaufen würden, haben eine verwandte Form. (Ein Zufall? Die Welt ist so groß und rund, rund wie ein Misthaufen: Gockelhähne bewachen diesen und kämpfen um die Vorherrschaft auf ihm.)

Und doch, die Choreographien sind ihnen nicht genug.

Die Männer mit den Tellern auf dem Kopf und den goldenen Sternchen und Schnüren auf Schulter und Brust, wie glücklich waren sie, als es am Balkan zu kochen begann. Endlich! Endlich wußten sie wieder, wozu sie existierten, endlich durften sie die Buben mit den Suppenschüsseln auf dem Kopf in freier Natur Räuber und Gendarm spielen lassen; was heißt denn spielen, fast wie echt, viel schöner noch!

Ganz sinnlos ist die Existenz der geschmückten Männer aber ohnehin nicht. Man vergesse nicht die Frauen, denen Teller und goldene Sternchen, Knöpfchen und Schnüre erotischer Anreiz sind! Ach, wie sie bei der großen Modeschau am runden Laufsteg strahlten, eingehängt Arm in Arm mit Männern, von denen mancher zur Feier des Tages zum Teller auf dem Kopf und den Schnüren und Sternchen auf der Brust auch noch lässigste Sonnenbrillen trug!

Wie widerwärtig ist dieser Anblick strahlend stolzer Frauen, stolz auf die

Teller und goldenen Sternchen und Schnüre und Knöpfchen. Erfindet lieber Männer-Reizwäsche für solche Damen, die das brauchen!

Im ehemaligen Jugoslawien ist der Krieg gegen die Frauen und Mädchen bewußte Strategie, befohlen von Männern mit Sternchen und Schnüren und Knöpfen auf der Brust.

Man kann über die Notwendigkeit einer Armee in einer Welt, die so beschaffen ist wie diese, nämlich seit Jahrtausenden von Männerhorden, die sich absurde Dinge umhängen und damit zum Töten legitimiert glauben, überrennen und mit Blut überzogen – man kann darüber diskutieren. Man kann den Krieg nicht in fünf Jahren abschaffen. Aber man kann eine Geisteshaltung einnehmen, die diese Tätigkeit – das Wort (Kriegs-)Handwerk ist eine Beleidigung für die letztlich schöpferischen Berufe eines Bäckers, eines Schneiders ... – dorthin verweist, wo sie hingehört: zu den grausigen Seiten des Menschentums, den Abgründen menschlichen Handelns, die wir nach diesen Jahrtausenden Blut, Folter, Vergewaltigung, Ermordung noch immer nicht gelernt haben, aufzufüllen. Und daß man das beschämt und bescheiden zur Kenntnis zu nehmen, und nicht in Glanz und Protz und mit Paraden aufzuwerten hat! Und nicht im Spiel mit Flugzeugstaffeln über der Stadt herumzudonnern und den Menschen etwas vorzugaukeln, was es nicht gibt! Es gibt keine positive Seite des Kriegs! Es gibt keine Pracht der Stärke, die da demonstriert wird!

Es verharmlost diese Schande der Welt, die Menschen zwingt, auf ihnen unbekannte Menschen zu feuern, deren Verbrechen darin besteht, zufällig der anderen Seite anzugehören – das ist die größte Barbarei, die diese Menschheit sich ausgedacht hat.

Aber genau da liegt das Problem: Daß das Denken nicht so sehr im Kopf vor sich geht, sondern dort, wo manchmal so was wie ein Gewehrlauf oder eine Kanone oder eine Bombe oder eine Rakete ... hervorsteht.

Und im Denken läge auch die Chance: die Geisteshaltung zu verändern. Und vielleicht endlich zu lernen, mit dem Herzen zu denken. Es hat in der Geschichte immer wieder Frauen gegeben, die vorgemacht haben, wie es funktionieren könnte. Die sich von beiden Seiten die Hände gereicht und die Feindseligkeit verweigert haben. Die sich nicht von Tellern und Sternchen

und goldenen Schnüren beeindrucken ließen. Aristophanes hat schon 411 vor Christus Lysistrata und die anderen Frauen dieses Wunder vollbringen lassen: Ihre Verweigerung führte zur Vermeidung des Krieges! Es wäre eine Möglichkeit: Weltweit die Menschen zu lehren, Krieg nicht als unvermeidlich anzusehen. Und, wenn er sich nicht vermeiden ließ, dann nicht als glorifizierte, ehrenvolle Tätigkeit mit gefallenem Helden, denen man Denkmäler setzt, und mit Ordensverleihungen und ähnlichen Ritualen, sondern als beschämende, grausame Drecksarbeit mit *in Blut und Dreck verreckten Menschen*.

Laßt den Männern mit den Tellern auf dem Kopf nicht die Chance, ihre Existenz mit militärischem Aufwind zu rechtfertigen. Statt der erhöhten Mi-

litärausgaben aus dem Steuertopf zahlt ihnen eine Psychotherapie zur Sinnfindung ihrer Existenz.

Sonst werdet Ihr jungen Männer Euch eines Tages im Ernstfall mit einer Suppenschüssel auf dem Kopf im Schützengraben wiederfinden, und Ihr Mädchen, denen Teller auf dem Kopf und Sternchen und Schnüre auf der Brust so reizvoll scheinen, werdet vielleicht erleben, wie Männer mit Suppenschüsseln auf dem Kopf in Eure Häuser und, wenn Ihr Unglück habt wie Bosniens Frauen, in Eure Leiber eindringen.

Laßt den Leuten in der Politik, die ihre mangelnden Visionen für die Zukunft mit Militärspektakeln zudröhnen, keine Chance.

Ruth Karzel
ist Übersetzerin in Wien.

Barrierefreies Planen und Bauen: Österreichisches Netzwerk im Entstehen

Im Frühjahr 1995 haben sich Fachleute aus fast allen Bundesländern in Wien getroffen und eine bemerkenswerte Initiative gesetzt. Der Zusammenschluß zu einem „Netzwerk der österreichischen Beratungsstellen für barrierefreies Planen und Bauen“ soll in Zukunft eine koordinierte Vorgangsweise sicherstellen. In diesem Netzwerk sind Bau-, Wohn- und Hilfsmittelberatungsstellen, Fachabteilungen von Behörden, Forschungseinrichtungen, Architekten und Planer sowie Personen aus den Bereichen Normung und Interessensvertretung behinderter Menschen vertreten.

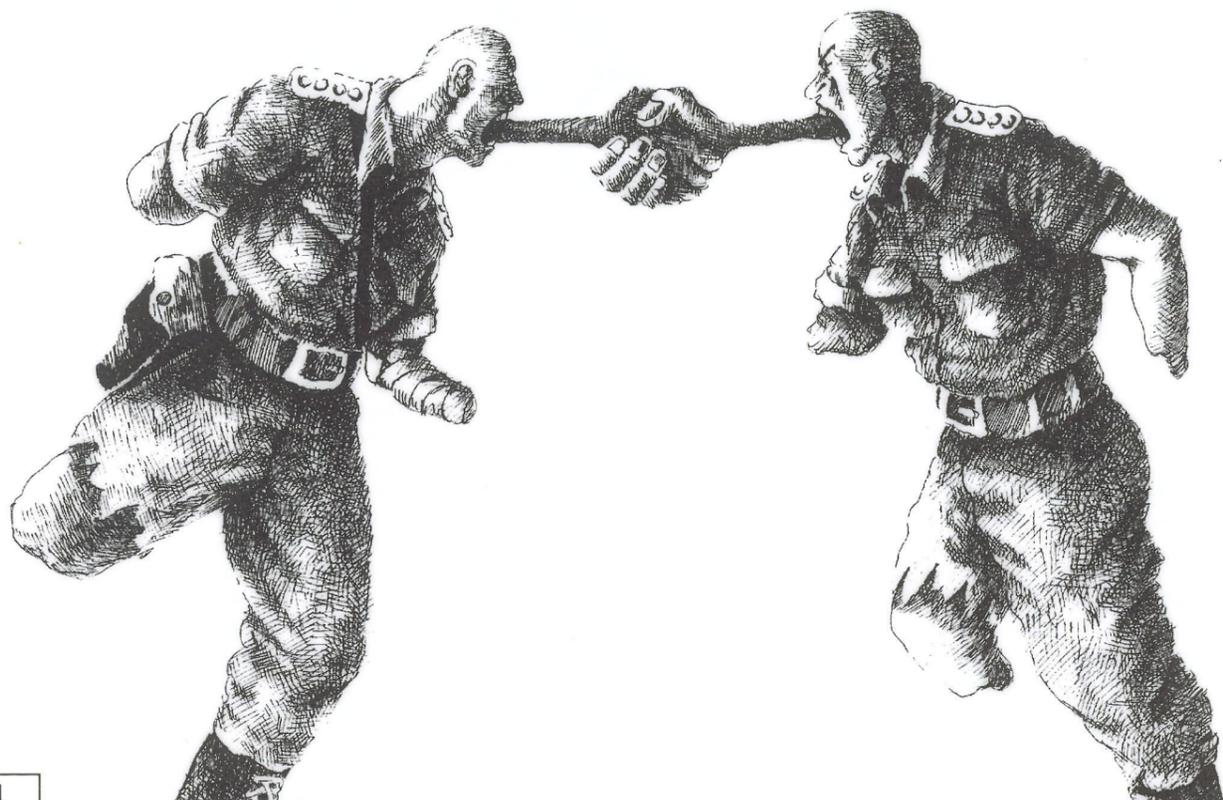
Den organisatorischen Rahmen des Netzwerks bildet ein Forschungsprojekt, das von der Wohnbauforschung des Wirtschaftsministeriums gefördert und vom Institut für Soziales Design ISD in Wien bis Herbst 1996 durchgeführt wird. Ziel dieses Pilotversuches ist es, Grundlagen zu erarbeiten, die eine Beurteilung ermöglichen, ob und in welcher Weise eine „Österreichische Fachstelle“ geschaffen werden soll. Damit zeigen die jahrelangen Bemühungen des ISD und der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation (ÖAR) erste Erfolge, auch wenn aufgrund der limitierten Mittel vorläufig nur von ei-

nem ersten Schritt gesprochen werden kann.

Das Netzwerk soll in Form eines Ressourcenverbundes aufgebaut werden und sich in erster Linie jenen Problemstellungen widmen, die von überregionaler und gesamtösterreichischer Bedeutung sind. Damit soll auch der Informations- und Erfahrungsaustausch zwischen den beteiligten Stellen und Personen intensiviert und die Realisierung der Grundsätze des barrierefreien Planens und Bauens gemeinsam vorangetrieben werden. Vorgehen sind außerdem zielgerichtete Aktivitäten (z.B. die Erstellung von technischen Planungsgrundlagen) sowie Maßnahmen, die auf eine koordinierte Öffentlichkeitsarbeit und Meinungsbildung abzielen.

Am Netzwerk beteiligen sich in der Zwischenzeit etwa 30 Fachleute. Es finden regelmäßige Arbeitstreffen und Fachtagungen statt, bei denen Themenschwerpunkte behandelt und nächste Aktivitäten vorbereitet werden.

Kontakt:
Institut für Soziales Design ISD,
Grenzackerstr. 7-11/19, 1100 Wien,
Tel.: 0222/ 603 07 72
Dieter Berdell,
Institut für Soziales Design ISD



Streit reimt sich auf Neid

von Stephan
Maurer

Wer sie noch nicht kennt, kann sie bei uns lernen: die Dorfstreitereien. Wer glaubt, daß das Volk der Österreicher, weil es mit der einlaufenden Nationalmannschaft so inbrünstig die Bundeshymne brüllt, ein geeintes Ganzes ist, der schwimmt auf der Oberfläche. In der Tiefe der österreichischen Identität aber ergeben sich neue, völlig andere Konturen. Die ohnedies wankelmütige Selbstdefinition läßt sich dabei in beliebiger Zahl von einer großen in immer kleinere und um so sensiblere auffächern.

Wenn die Heurigenmentalität einem ausländischen Touristen als „typisch österreichisch“ vorgegaukelt wird, ist es bestenfalls ein ostösterreichischer Zauber, der die wutentbrannten Abgrenzungen des Westens hervorruft. Doch kommt dieser mitunter volksbelustigenden Vorurteilsforschung an manchen Orten hierzulande eine besondere Bedeutung zu: Dann etwa, wenn es darum geht, der Lokalidentität eine ethnische Komponente beizumessen, wie dies in den gemischtbesiedelten Gebieten Kärntens oder des Burgenlands der Fall ist.

Wer an einem gemütlichen Herbsttag nach Groß-Warasdorf im mittleren Burgenland fährt und kein Insider der österreichisch-kroatischen Szene ist – der wird vorerst einmal feststellen, daß sich dieses Dorf von den umliegenden nicht wesentlich unterscheidet. Man findet ein Dorfgasthaus, eine ansprechende Kirche auf einer kleinen Anhöhe, hört Traktoren auf den Feldern und im Ort brummen, sieht die gebliebenen älteren Menschen ihr Tagwerk verrichten, registriert die Lebensmittelgeschäfte sowie die verschlafene Post oder spaziert durch gemütliche Straßen und Gassen – kurzum: eine Landidylle. Kein großer Unterschied zu den anderen Dörfern, nur eben, daß man hier kroatisch spricht.

Hört man sich dann ein wenig um, fragt nach dem Eigenen und dem Fremden, den „Krowodn“ und den „Deutschen“, so will man es vorweg nicht glauben. Die einen wie die anderen erzählen von großen Unterschieden, angebrachtem Mißtrauen und notwendiger Vorsicht, unsichtbaren Mauern und seltsamen Eigenschaften der anderen. Stößt man in diesem sensiblen Punkt ein wenig nach, so eröffnen sich wahre Abgründe an Vorurteilen, die einen Fremden vielleicht sogar zum Schmutzeln bringen können – hört man auf beiden Seiten doch dasselbe über die andere.

Der gemeinsame Nenner der Feindseligkeit scheint allemal vorweg die Unkenntnis und der nicht vorhandene Kontakt zu sein. Kaum einer der älteren Dorfbewohner war innerhalb der letzten Monate im Nachbarort. Während Einkäufe, Arztbesuche oder Ähnliches in Oberpullendorf erledigt werden, sieht sich niemand veranlaßt, die anderen Dörfer zu besuchen. Persönliche Bekanntschaften sind Mangelware, die transportierten Geschichten und Gerüchte, eben das, was man vom „Hörensagen“ kennt, die primäre Informationsquelle. Was Wunder, daß die letzte Burschenschlägerei vor mindestens drei Jahren den prägendsten Eindruck von Nachbarn hinterlassen hat, wobei man sich natürlich immer darüber einig ist, daß die anderen angefangen haben. Die wenigen Mischehen, die eine oder einen jener anderen plötzlich in die eigenen Reihen schleusten, werden keineswegs mißachtet – obwohl ein wenig Skepsis schon angebracht scheint. Erweisen sich diese neuen Dorfbewohner aber als Menschen, „so wie du und ich“, so gelten sie als lebender Beweis der Ausnahme der Regel. Interessanterweise erleben die meisten eingehaarten Deutschsprachigen die kroatische Sprache, was wohlwollend zur Kenntnis genommen wird.

Doch ergeben sich gerade über Sprache die wesentlichsten Unterschiede. Während die Kroaten alle auch deutsch sprechen, ist dies umgekehrt kaum der Fall. Im ländlichen Ambiente bedeutet dies aber, daß die Kroaten im Unterschied zu allen anderen Nachbarn sozusagen über eine „Geheimsprache“ verfügen, was zu äußerstem Mißtrauen anregt. Während im Dorfgasthaus in Groß-Warasdorf der Slogan „Dopelsprachig ist besser“ auf einem Aufkleber verbläht, sind sich die meisten Bewohner dieses „Privilegs“ nicht bewußt. Mit einer gehörigen Portion Neid registriert man in den deutschsprachigen Dörfern diesen Sprachvorteil der Minderheit – obwohl auch andere Eigenschaften tief im Fleisch der „Deutschen“ zu sitzen scheinen: So etwa der Zusammenhalt der Kroaten, von dem man sich „schon eine Scheibe abschneiden könnte“, die vorbildhafte Frömmigkeit und Einhaltung der Feiertage, das Fortsetzen der Tradition, die Gestaltung der Feste oder die hohe Bildung. So präsentieren sich die verächtlich titulierten „Krowodn“ unvermittelt als beneidete Nachbarn, die offensichtlich über mehr positive Eigenschaften verfügen als ihnen zugestanden wird.

Das aus der psychologisch-sozialen Erfahrung der Minderheit entstandene und fortgesetzte Zusammengehörigkeitsgefühl und die starke Betonung der Tradition treffen im ländlich-konservativen Umfeld auf völlig andere Verhältnisse als in der Stadt. Angesichts dieser Einsicht erscheint die „Mauer“ zwischen den deutsch- und kroatischsprachigen Dörfern unter einem völlig anderen, wenngleich vielleicht auch menschlicheren Blickwinkel.

Doch bot Neid selten die Basis einer gemeinschaftlich gestalteten Zukunft.

Dieser Artikel basiert auf persönlicher Erfahrung des Autors aus einer mehrtägigen Befragung der EinwohnerInnen Groß-Warasdorfs und der Gemeinde Raiding im Rahmen einer Exkursion des Instituts für Volkskunde der Universität Wien.



„More Colour in the Media“

von Helmut
Kletzander

Unter diesem Titel sind in jüngster Zeit zwei Bewegungen für ein schärferes Bild der ethnischen Minderheiten in der europäischen Fernsehlandschaft auszumachen: eine mit kommerziellem Hintergrund und eine zweite mit einer eher ethischen Basis.

Alle europäischen Fernsehstationen stehen seit Beginn der 90er Jahre unter dem Zwang der Reichweite. Nicht nur die Quote im direkten Umfeld der Werbung zählt, sondern der Erfolg jeder einzelnen Sendung ist für die gesamte Reichweite einer Station maßgebend und damit für das Image eines erfolgreichen Senders. Maßstab dafür sind heute nicht mehr Prozente, sondern gemessen und verglichen wird mit Zehntelprozenten. Und wenn es um Zehntelprocente geht, rückt plötzlich auch die Zielgruppe der Zuwanderer ins Blickfeld. Untersuchungen zeigen nun bei diesen ethnischen Minderheiten immer dasselbe Bild: Vorrangig werden Programme aus der ehemaligen Heimat konsumiert, früher als Kassetten, heute per Satellit. Maßgebend dafür sind sowohl Muttersprache als auch die Heimatverbundenheit. Dagegen hat ein Programm aus der neuen Heimat keine Chance – Haushalte der ersten Generation konsumieren je nach Herkunftsland bis zu 90 % Heimatsender, selbst wenn es – wie z.B. in Belgien und den Niederlanden – örtliche Kabelsender mit

vor Ort produziertem muttersprachlichen Angebot gibt („warum soll ich mir etwas ansehen, was mir vom Inhalt her fremd ist und wo ich hier als Fremder vielfach angefeindet werde“ – Sprache allein ist da kein Argument). Im Kampf um Zehntelprocente ist vor allem ein Umstand zu beachten: Generell hängt der Erfolg eigenproduzierter Sendungen an sogenannten Identifikationsfiguren. Das kann man natürlich auch ausnützen – das beste Beispiel dazu kommt aus den Niederlanden: Die Stichting Omroep Allochtonen (STOA) als eher militante Ausländer-Organisation hat ihre Strategie geändert und in mehreren Wellen unter ihren Mitgliedern Kandidaten für Quizspiele sowie Präsentatoren für Nachrichten, Jugendsendungen und Shows gesucht. Voraussetzung für die Teilnahme war: akzentfreie Beherrschung der Sprache, entsprechende Allgemeinbildung und Ausdrucksfähigkeit. Völlig unwichtig dagegen: „ob man es ihnen ansieht“. In screenings wurden die besten aus mehreren hundert Bewerbern gesiebt, dem niederländischen Fernsehen NOS präsentiert, und einige davon haben tatsächlich den Weg ins Programm gefunden. Der Trick dabei: Diese Leute werden vom Fernsehen nicht als Exoten, Zuwanderer oder Kinder von Ausländern usw. vorgeführt – sie erscheinen völlig normal im Programm. Aber die

Zeitungen schreiben über diese neuen Gesichter, und damit sind plötzlich Identifikationsfiguren für ausländische Mitbürger da. Unter dem Motto „einer/eine von uns“ werden so Zuwandererhaushalte für den Konsum der Programme gewonnen.

Neben diesem pragmatischen Ansatz läuft unter dem gemeinsamen Titel „More Colour in the Media“ als einer Aktion der PBME, der Public Broadcasters for a Multicultural Europe, heuer ein Förderungsprogramm für die gezielte Unterstützung von Journalisten, Programm-Machern, Kameraleuten usw. aus ethnischen Minoritäten an. Projektansuchen an die EU (Projekt Horizon) wurden aus Belgien, Deutschland, England, Griechenland, den Niederlanden, Irland und Schweden gestellt, damit im kommenden Jahr die gezielte Ausbildung von Mitarbeitern mit einem ethnischen Hintergrund für das Medium Fernsehen gefördert werden kann. Dahinter steht eine Erfahrung, die sich auch in einer eigenen Richtlinie der EBU (European Broadcasting Union: Zusammenschluß der öffentlich-rechtlichen Sender) niedergeschlagen hat: Wir als öffentlich-rechtliches Fernsehen haben eine enorm wichtige Aufgabe im multikulturellen Europa, daher müssen gerade wir die ethnische Vielfalt präsentieren, um so auch Rassismus und Faschismus zu bekämpfen. Gerade diese Präsentation ethnischer Vielfalt (auch hier gibt es mittlerweile „guidelines on a fair portrayal of ethnic minorities“) meint aber mehr als nur einige Gesichter am Schirm – Minderheiten müssen langfristig in die gesamte Programmproduktion eingebaut werden. Dazu sind gezielte Schulungs- und Ausbildungsprogramme notwendig. Die Mehrheit der FS-Stationen hält sich dabei aber vornehm zurück – einerseits ist die Notwendigkeit noch nicht überall bewußt geworden, andererseits haben Fernsehleute dieselben Berührungsängste gegenüber Fremden wie der Durchschnitt der Bevölkerung. Daher müssen solche Initiativen von außen kommen (nur die BBC mit ihrem „equal opportunities department“ ist hier die Ausnahme von der Regel). In Deutschland z.B. organisiert das Grimme-Institut diese Journalistenausbildung, in Österreich haben Gespräche zwischen ORF und dem Universitätsinstitut für Publizistik/audiovisuelle Medien begonnen, wie es auch hier zu einer sinnvollen Förderung ethnischer Medienmitarbeiter kommen kann.

Helmut Kletzander ist Chefredakteur der Zentralen Minderheitenredaktion im ORF und der Sendung „Heimat, fremde Heimat“.

Toleranzwochenende in Jenbach

Das „Jahr der Toleranz 1995“ war Anlaß für die Initiative Minderheiten, ein „Wochenende der Toleranz“ (20. - 22. Oktober 1995 in Jenbach/Tirol) zu organisieren.

Jugendliche und Erwachsene sollten Gelegenheit haben, auf einer gleichberechtigten Ebene einander zu treffen und miteinander über die verschiedenen Aspekte von Toleranz/Intoleranz in unserer Gesellschaft zu sprechen.

Eingeladen waren Angehörige von Minderheiten, verschiedene Minderheiten- bzw. Ausländervereine, Leute, die an verschiedenen Projekten zum Thema Toleranz gearbeitet haben, aber auch Leute, die generell an dem Thema interessiert waren und einen Beitrag zu diesem Dialog leisten wollten.

Als idealer Ort für das Wochenende bot sich das Hotel Toleranz in Jenbach an, das seinen Namen der Durchsetzung des Toleranzpatentes (die Gleichstellung von Protestanten und Katholiken im 19. Jahrhundert) in Tirol verdankt. Den Eröffnungsvortrag am Freitag abend hielt dann auch Dr. Astrid Larcher-Pfretschner, die Urenkelin von Dr. Norbert Pfretschner, der als Jenbacher Arzt und Landtags- bzw. Reichsratsabgeordneter maßgeblich an der Verwirklichung des Patentes beteiligt war.

Das Thema Toleranz/Intoleranz wurde auf sehr unterschiedliche Art und Weise bearbeitet. Während (sich) die Erwachsenen vor allem an der traditionellen Form des Referats festhielten, zeigten sich die Jugendlichen experimentierfreudiger. Es wurden z.B. Videofilme gedreht, Interviews aufgezeichnet, und eine Gruppe von Jugendlichen aus Wien hatte einzelne Theaterszenen einstudiert.

Durchaus traditionell stellte Anton Legerer die Arbeit des „Gedenkdienstes“ vor. Seine Ausführungen wurden allerdings von den Worten der



Zeitzeugin Rosi Hirschegger in den Schatten gestellt. Ihr Appell – sie wurde als Sozialdemokratin von den Nationalsozialisten verfolgt und eingesperrt –, „immer die Augen offen zu halten und rechtzeitig den Mund aufzumachen“, verfehlte seine Wirkung nicht. Ihr gelang es, mit wenigen Worten bewußt zu machen, daß jeder zu jeder Zeit verpflichtet ist, unserer Gesellschaft genau auf die Finger zu schauen, und wenn nötig, auch auf diese zu klopfen.

Die erste etwas andere Auseinandersetzung mit den Begriffen Toleranz bzw. Intoleranz kam von Hüseyin Polat vom Jugendtreff Pradl in Innsbruck. Er präsentierte ein von ihm selbst gestaltetes Video, indem er Besucher des Jugendtreffs, aber auch Erwachsene befragte, welchen Stellenwert Toleranz in ihrem Leben hat. Hier ließen sich zwei Aussagen herausfiltern, Aussagen, die im Laufe der Veran-

staltung in der einen oder anderen Form noch öfter auftauchen sollten: Zum einen, daß sich bei den Jugendlichen der Toleranzbegriff vielfach auf das Verhalten der Eltern gegenüber ihren Kindern verengt, zum anderen, die Angst vieler ausländischer Österreicher, „Fehler“ (z.B. die Frist für die Verlängerung der Auf-

enthaltbewilligung zu versäumen) zu machen und durch mangelnde Toleranz nicht die Möglichkeit zu haben, diese „Fehler“ wiedergutmachen zu können.

Wie weit Toleranz im praktischen Leben gehen kann, zeigte dann Dr. Paul Delazer, ein auf Ausländerfragen spezialisierter Rechtsanwalt aus Innsbruck. Er erläuterte das österreichische Fremden- und Aufenthaltsgesetz. Die Differenz zwischen den Gesetzen und ihrem Vollzug, so Delazer, sei groß. Ob jemand abgeschoben wird oder nicht, hängt nach seinen Aussagen nicht zuletzt von dem Beamten ab, der den Akt bearbeitet. Daß Österreich mit seinen Ausländergesetzen strenger ist, als es die europäische Menschenrechtskonvention vorsieht, war für die meisten, Löschnak sei Dank, keine große Überraschung.

Über Drogen sprachen drei Jugendliche aus Innsbruck

und Sigrid Marinell, die 20 Jahre als Sozialarbeiterin tätig war und jetzt für die SPÖ im Tiroler Landtag sitzt. Marinell betonte, daß es nie eine drogenfreie Gesellschaft gegeben hat und daß der Wert einer Gesellschaft unter anderem auch daran gemessen werden kann, wie sie mit ihren Problemen umgeht. Sie wies darauf hin, daß Randgruppen der Spielball unserer Gesellschaft sind. Sie werden nicht selten gegeneinander ausgespielt. Die drei Jugendlichen gingen die Sache praktisch an. Sie wollten dem Volk „aufs Maul schauen“ und hören, was das Volk so über Drogen denkt. Ausgerüstet mit einem Kassettenrecorder stellten sie sich auf die Straße und interviewten Passanten. Es gab niemanden, der über Drogen nichts zu sagen wußte.

Über Aids sprachen drei Schülerinnen vom BG Rein in Graz: Niemand ist schuld an Aids – nur das Virus. Unsere Gesellschaft neigt aber dazu, die Auswirkungen zu bekämpfen und nicht ihre Ursachen. Es ist eine traurige Tatsache, daß Aidsinfizierte immer in Gefahr sind, den sozialen Tod zu sterben. Kranke werden für ihre Krankheit verantwortlich gemacht und in eine Ecke gedrängt, aus der sie alleine nicht mehr herauskönnen. Wichtig wäre auch hier ein Klima gesellschaftlicher Toleranz. Die Schülerinnen schlossen ihren Vortrag mit den Worten: „Solange es kein Gegenmittel gibt, ist Toleranz die beste Medizin.“

Daß auch Behinderte eine Minderheit sind, ist an diesem Wochenende beinahe untergegangen. Eine Pfadfindergruppe aus Hall in Tirol stellte zwar das Projekt rApsodiVadlo (siehe Berichte in STIMME 15 und 16) vor, aber in den anschließenden Diskussionen wurde kaum über die besonderen Probleme behinderter Menschen gesprochen. Vielleicht lag es auch daran, daß keiner der Behinderten anwesend war, der an dem Projekt teilgenommen hatte.

Ilija Jovanović, Rom und Dichter aus Wien, gab einen

Fotos: Michael Oerli

Überblick über die Geschichte der Roma und skizzierte dabei kurz ihre gegenwärtige Situation. In Erinnerung geblieben ist seine Äußerung, daß viele Roma, bedingt durch die Tatsache, daß sie immer noch außerhalb von Ortschaften angesiedelt werden, das Gefühl haben, in Österreich wie in einem zweiten KZ zu leben.

Jürgen Gangoly – er stellte die Arbeit der Europaratskampagne gegen Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Intoleranz vor – forderte, daß man endlich von der irrtümlichen Formulierung „die Minderheiten“ weggehen sollte. Jede einzelne Minderheit hat ihr ganz eigenes Profil, ihre ganz eigenen Probleme, so Gangoly.

Daß die Situation von Minderheiten sogar von Stadt zu Stadt anders sein kann, wurde spätestens bei den Ausführungen von Asli Kislal klar. Sie war mit 10 türkischen Jugendlichen aus Wien gekommen und erzählte über die Arbeit dieser Gruppe, die vor 3 Jahren mit der Herausgabe der Zeitschrift ECHO begonnen hatte. Mittlerweile hat sich das Projekt ausgedehnt, und es gibt nicht nur eine Theater-, sondern auch eine Hip-Hop-Gruppe, die bereits eine CD herausgebracht hat. Kislal wies in einer der Diskussionen darauf hin, daß Toleranz sehr viel mit Selbstbewußtsein zu tun habe. „Wenn ich die eigene Kultur akzeptiere, kann ich auch andere Kulturen akzeptieren, und ich habe genügend Selbstbewußtsein, um Forderungen zu stellen.“

Forderungen, aber in einem etwas anderen Sinn, stellte dann auch Terezija Stoitsits von den Grünen. Sie wies in ihrem Vortrag darauf hin, daß sich aktiver Widerstand gegen Mißstände nicht allein auf Politiker beschränken darf. „Jeder ist aufgerufen, unsere Gesellschaft zum Besseren hin zu verändern. Gerade in einer Zeit, in der es unter Umständen lebensgefährlich sein kann, einen Brief zu öffnen.“

Die Veranstaltung wurde auch von politischer Seite entsprechend gewürdigt. Anwesend waren einige Politiker von der SPÖ und den Grünen. (Politiker anderer Parteien waren trotz Einladung leider nicht erschienen.) Es wurde heftig diskutiert und selbstverständlich auch zur bevorstehenden Wahl Stellung genommen. Die durchaus selbstkritischen Äußerungen mancher Politiker – u.a. vom Landeshauptmann-Stellvertreter von Tirol Herbert Prock (SPÖ) – „daß die bisherige Art der Politik versäumt hat, Men-

schen mit ihren Ängsten ernst zu nehmen“, ließen die vage Hoffnung aufkommen, daß vielleicht diesmal dem Mann aus Bad Goisern der Wind ins Gesicht bläst.

Es wurde nicht nur diskutiert und gedacht an diesem Wochenende: Am Samstagabend zeigten die Jugendlichen der ECHO-Gruppe einzelne Theaterszenen unter dem Titel „Action Clip“. Anschließend gab es einen Kabarett-Abend mit Irene S., bei dem die Teilnehmerinnen „richtig intolerant“ sein und sich freuen konnten, wenn



sich Irene S. über die Auswüchse des Patriarchats lustig machte. Danach entstand ein spontan organisiertes Musik- und Tanzfest.

Die Stimmung war gut. Wie hätte es auch anders sein können bei einer Veranstaltung, die gewissermaßen in einem „toleranten Ghetto“ stattgefunden hat. Trotzdem ist es wichtig, daß durch solche Veranstaltungen engagierte junge Leute zusammenkommen. Jugendliche haben keine Öffentlichkeit, sie sind darauf angewiesen, daß ihnen Erwachsene diese Möglichkeit bieten. Ein besonders dickes Minus gebührt in diesem Zusammenhang der Presse. Trotz der Zusagen von allen relevanten Zeitungen Tirols fand es mit einer Ausnahme niemand der Mühe wert, über das „Toleranzwochenende“ zu berichten. Vor allem dadurch wurde deutlich, daß Jugendlichen allgemein zuwenig Öffentlichkeit eingeräumt wird und interessante und notwendige Projekte im Verborgenen stattfinden.

Katina Lair

Bosnisch-Tiroler Abend in Innsbruck

Im Rahmen von „Brücken bauen“, einem Projekt des Kinder- und Jugendzentrums St. Paulus, Reichenau/Innsbruck, organisierten die Initiative Minderheiten, der Arbeitskreis Innsbruck-Sarajevo und der Club der bosnisch-herzegowinischen Studenten am 17. November einen Bosnisch-Tiroler Abend.

Auftakt des Abends war ein Video über den Universitätsbetrieb in Sarajevo und die Eröffnung der Foto-Ausstellung „Zerstörtes Mostar“. Danach präsentierte eine bosnische Kindergruppe unter Anleitung von Jovo Letic eine Textcollage auf deutsch und bosnisch. Höhepunkt des Abends war die Lesung von Mile Stojic (Bos-

nien) und Konstantin Kaiser (Tirol) zu den Themen Krieg-Exil-Liebe, umrahmt von Musik (Edo Krlic, Akkordeon, und Bekim Basa, Violine). In der Pause konnte man sich an bosnischen und Tiroler Spezialitäten laben, sich am Büchertisch über die Aktivitäten der Initiative Minderheiten informieren oder noch einmal das Video über Sarajevo anschauen. Danach sangen Mitglieder des Clubs bosnisch-herzegowinischer Studenten Lieder aus ihrer Heimat. Anschließend spielte die in Wien lebende bosnische Schauspielerinnen Hasija Boric einzelne Szenen aus ihrem Soloprogramm „Flüchtlingsballade“ in bosnischer Sprache.

Das Publikum, allerdings fast nur Bosnier (kaum ein Tiroler hatte den Weg ins Jugendzentrum gefunden), war begeistert und ergriffen. Die gesammelten Spenden werden für eine Unterstützungsaktion des Studentenclubs für bosnische Universitäten verwendet.

Katina Lair

Theaterstücke gesucht!

Theaterservice Tirol und Initiative Minderheiten/Büro Innsbruck suchen Theaterstücke oder Sketch-Texte, die eine Selbstdarstellung der Minderheiten erlauben, um sie an Theatergruppen weiterzuleiten. Hinweise oder Texte bitte schicken an: Initiative Minderheiten, Klostergasse 6, A-6020 Innsbruck.

Die Startlinie für eine europäische Vernetzung

Auf Einladung des Wiener Integrationsfonds fand am 10. Oktober 1995 ein Informationstreffen zu EU und Migration, insbesondere NGO-Arbeit in der EU, statt.

Das Informationsseminar „Die Startlinie“, organisiert vom Wiener Integrationsfonds, basierte auf den Referaten von zwei NGO VertreterInnen aus Brüssel, Isabelle Chopin (Star-

ting Line Group) und Jan Niesen (Churches Commission for Migrants in Europe), dementprechend setzten sich auch die BesucherInnen der Veranstaltung zusammen: Neben etwa 15 AktivistInnen von österreichischen NGOs, darunter auch der Initiative Minderheiten, war die Redaktion der Minderheitensendung „Heimat, fremde Heimat“ vertreten.

Die Referate mit den anschließenden Diskussionen zeigten, daß Österreichs NGOs, die in den Bereichen Antirassismus und Migration arbeiten, viel zu wenig über die EU, die Möglichkeiten der Vernetzung und des Fundraising informiert sind. Zweifelsohne liegt dies an der Arbeitsüberlastung der einzelnen, oft ehrenamtlich Tätigen, aber auch an einer gewissen Ab-

wehrhaltung. Die Initiative *Starting Line* z.B. versteht sich als eine vernetzende Organisation, deren Ziel ein Lobbying gegen Rassendiskriminierung in der EU darstellt und die mit der *Churches Commission* zusammenarbeitet – eine Tätigkeit, von deren Existenz hierzulande bislang nur wenige Organisationsbescheide wußten.

Wichtigster Beschluß der Veranstaltung bezieht sich jedenfalls auf die Zukunft: Es sollen diesem noch weitere Treffen folgen, deren Organisation der Wiener Integrationsfonds übernommen hat.

Ursula Hemetek

Kolaric im Ausland

Das Reutlinger Rathausfoyer bot als erster nicht-österreichischer Ausstellungsort am 15. Oktober 1995 den Rahmen für die Wanderausstellung „Am Anfang war der Kolaric“. „Fremdenfeindlichkeit und Rassismus haben bis zum heutigen Tag leider nichts von ihrer bedrohlichen Aktualität verloren. Wir tun gut daran, uns dies immer wieder ins Bewußtsein zu rufen und die Öffentlichkeit für diese Thematik zu sensibilisieren“, meinte Helmut Pasquazzo, der Organisator und Ausländerbeauftragte der Stadt Reutlingen, Deutschland. „Es wird zunehmend gefährlicher, anders zu sein“, eröffnete Ursula Hemetek, Obfrau der Initiative Minderheiten, die Ausstellung und erinnerte an die vierte Briefbombenserie in Österreich, die sich kürzlich ereignet hatte.

Auch die Worte Peter Huemers, „eine demokratische Gesellschaft, die Rassismus und Fremdenfeindlichkeit akzeptiert, gibt sich selbst auf“, fanden reges Echo beim Publikum und bei der Presse. Die Zusammenhänge um das im Mittelpunkt stehende Plakat aus den Siebzigern mit der Aufschrift „I haßt Kolaric, du haßt Kolaric. Warum sogn's zu dir Tschusch?“ wie auch andere Texte der 34 Plakate, mußten von Huemer erklärt

werden, waren die Aussagen doch für die Reutlinger aufgrund des österreichischen Dialekts etwas rätselhaft. Reutlingens Bürgermeister Rainer Hahn freute sich, zur Eröffnung – musikalisch begleitet von der Folkloregruppe der Musikschule – viele Gäste begrüßen zu können, die „Fremdenfeindlichkeit nicht einfach hinnehmen“.

Unter die zahlreichen Gäste mischten sich auch viele Kandidaten aus den sechs Listen der bevorstehenden Ausländerbeiratswahl am 19. November, die sehr interessiert dem Vortrag lauschten und anschließend wichtige Diskussionsbeiträge bezüglich der Wahl lieferten. Anders als vielerorts funktioniert das Zusammenleben der Ausländer mit den „Eingeborenen“ hier in Reutlingen. Der neustrukturierte Ausländerrat, ein beratendes Gremium zur Gemeinderatssitzung, wird aus-

schließlich von Reutlingens Ausländern gewählt. Mittlerweile sind auch Bürger aus Costa Rica, Ägypten, Jordanien, Israel, Ghana, Zaire und den USA im Ausländerbeirat vertreten. Bisher waren es nur sechs Nationen: die Heimatländer der ehemaligen Gastarbeiter. Die diesbezüglich wichtigste Neuerung: Die Zahl der ausländischen Räte (15) ist jetzt höher als die der deutschen Gemeinderäte (6); sie haben also eine deutliche Mehrheit.

Doris Kaiserreiner

Volksgruppenkongreß in Oberwart

Ein Jahr nach dem Bombenattentat findet in Oberwart zwischen 2. und 4. Februar 1996 ein Volksgruppenkongreß statt, der von folgenden Einrichtungen bzw. Organisationen veranstaltet wird: Österreichisches Volksgruppenzentrum, Verein ROMA, Kulturverein Österreichischer Roma, Stadtgemeinde Oberwart und Offenes Haus Oberwart.

Am Tag des Begräbnisses der Oberwarter Bombenopfer verabschiedeten zahlreiche Volksgruppenorganisationen die „Oberwarter Erklärung“, worin es heißt: „Österreich hat sich der Probleme und Anliegen der Roma und anderer Volks-

gruppen anzunehmen, sodaß sie als gleichberechtigte Bürger in Österreich leben können. Gemeinsam mit den europäischen Partnern muß ein modernes, europäisches Volksgruppenrecht, basierend auf der Konvention über die Rechte der europäischen Volksgruppen vom 28. Mai 1992, erarbeitet und beschlossen werden.“ Heute, etwa ein Jahr nach der Erklärung, stellt sich die Frage, was seit damals diesbezüglich geschehen ist; wer hat auf diese Sätze reagiert, welche Perspektiven haben die Volksgruppen heute? Mit zahlreichen Referaten und Diskussionen, umrahmt von einer viersprachigen Lesung und mehreren

Konzerten, wird der Kongreß diese Fragen erörtern sowie eine mehrsprachige „II. Oberwarter Erklärung“ präsentieren.

Information:
Offenes Haus Oberwart
Horst Horvath
Lisztgasse 12
7400 Oberwart
Tel.: 03352/ 385 55
(Fax-DW: 22)

Österreichisches
Volksgruppenzentrum
Hubert Mikel
Teinfaltstr. 4
1010 Wien
Tel.: 0222/ 533 15 04
Fax: 535 58 87

„Das Anderssein des anderen verstehen...“

Gerhard Hochreiter sprach mit Roman Tolić, Mitarbeiter in der ORF-Minderheitenredaktion und Initiator des Projekts „ORF goes to school“, das im Rahmen der Sendung „Heimat, fremde Heimat“ stattfindet.

STIMME: Wie würden Sie das Projekt „ORF goes to school“ beschreiben?

Tolić: Es ist ein bislang einzigartiges Projekt. Das Redaktionsteam kontaktiert Schulen und bittet um deren Mitarbeit und Engagement. Es geht darum, daß Schüler Aufsätze zum Thema „Gegensätze“ – Toleranz, Völkerverständigung, Integration in der Schule, Geschichten aus dem Leben der Schüler – aus ihrer Sicht schreiben. Dem Ideenwettbewerb folgt die filmische Umsetzung: Drehbuch, Regie, Kamera, Schnitt. Unser Motto ist „Wir nehmen die Schüler ernst, Schüler sind Profis“. Sie sind die Ideengeber, schreiben Dialoge, spielen auch mit.

Wenn es im Rahmen des Möglichen bezüglich des Budgets bleibt, sorgen wir für die professionelle Umsetzung. Es geht hierbei nicht hauptsächlich um die Produktion eines Films, vielmehr ist der Weg das Ziel. Wir können die Schüler nur mittels tolerantem Auf-sie-Zugehen motivieren; wir können sie nicht unter Zugzwang setzen. Das Projekt ist also gelebte Toleranz.

Nach dem erfolgreichen Pilotprojekt, welches mit hohen Einschaltziffern im Rahmen der Sendung „Heimat, fremde Heimat“ gezeigt worden ist, geht das Projekt jetzt in Serie. Die Themenauswahl ist breiter geworden, zusätzlich sind medienpädagogische Aspekte wichtig. Es kommen Fernsehexperten in die Schulen und geben den Schülern eine Einführung in das praktische Arbeiten mit dem Medium „Fernsehen“.

Welche Idee steht hinter dem Projekt?

Die Integration findet unserer Meinung nach in der Schule statt. Die Schule ist der Mikrokosmos, die Gesellschaft der Makrokosmos. Integration bedeutet für uns, das Anderssein des Anderen zu verstehen und ernst zu nehmen. Integration ist nur dann möglich, wenn die Gegensätze nicht mehr auffallen. Die Schüler sollen sich in der Rolle eines „Detektivs“ sehen, andere Schüler beobachten und diese über ihr Leben und ihre Lebensumstände befragen, über die Antworten nachdenken und dann schreiben. Das Endresultat

Seher treffen TV-Macher – das Fernsehen kann mit diesem Projekt den direkten Konsumentenkontakt erfüllen. Darüber hinaus werden jugendliche Zuseher animiert, sich mit der Thematik „Integration“ auseinanderzusetzen. Schüler gestalten also Fernsehzeit und werden so aktiv zum Teil eines modernen Kommunikationsmediums. „ORF goes to school“ ist ein Projekt, das Schule und Fernsehen zu einem Forum der Ideenfindung für alltägliche Kulturvielfalt vereint und gleichzeitig einen Einblick in den Schul- und Fernsehalltag gibt.

Sie selbst kommen aus Serbien, wie sehen Sie die „Ausländerpolitik“ bzw. die Rahmenbedingungen für die Integration in Österreich? Integration bedeutet auch das Zusammenleben von Mehrheiten und Minderheiten. Ich

schenmenschliche Beziehungen. Das Beste ist das Aufeinanderzugehen, miteinander zu sprechen, und das sieht man auch an diesem Projekt. Wir reden mit den Schülern, und es gibt etwas Gemeinsames – den Film. Auch unser Team ist ein Beispiel für Toleranz: Da arbeiten Wiener, Burgenländer, Serben, Syrer, Armenier zusammen.

Welchen Aspekt spielt die Sprache bei der Integration? Also ich muß sagen, ich habe das Anderssein nur durch die Sprache erlebt, und auf mich hat dies großen Einfluß gehabt. Ich konnte kein Wort Deutsch, als ich nach Österreich kam. Ich wollte etwas sagen und konnte es nicht. Dies war besonders schwierig in der Pubertät, bei den Mädchen. Ich fand nie die passenden Worte. Für mich war das damals sehr schlimm, ich wollte eigentlich immer in die Heimat zurückfahren. Denn dort glaubte ich die sprachliche Sicherheit wiederzufinden. Dort kann ich mit der Sprache alles machen, man sieht dann meine Qualitäten – so dachte ich. Vielleicht habe ich mich auch deshalb zum Filmen entschlossen, denn das Bild wurde zu meinem Ausdrucksmittel. Jetzt mache ich Filme.

Wenn Sie drei Wünsche frei hätten, welche würden Sie sich bezüglich Integration wünschen? Gefühle zeigen, denn Gefühle mobilisieren. Zweitens den Verstand zu mobilisieren und ihn zu gebrauchen. Drittens: Etwas tun – handeln auf der Basis der Gefühle und des Verstandes. Denn wenn diese drei Sachen erfüllt werden, ist das Verstehen des Andersseins des anderen gewährleistet. Und somit wäre Toleranz gelebt und erlebbar.

Kontakt:
Projekt „ORF goes to school“
ORF-Minderheitenredaktion
Roman Tolić
Tel: 0222/ 87 878-46 59
Fax: 0222/ 87 878-27 33



Foto: Gerhard Hochreiter

Am Saum der Gesellschaft

Wenn das Leben aus den Fugen gerät und die Existenz ins Wanken kommt, führt der Weg oft sehr steil und schnell nach ganz unten: In Wien gibt es derzeit rund 5000 Obdachlose. Eine Reportage von Gabriele Müller-Klomfar.

Auch die Wohlstandsgesellschaft kennt geächtete Außenseiter: Hierzulande nennt man sie Sandler. Hinter dieser abqualifizierenden Bezeichnung verbergen sich fast durchwegs Menschen, die an einem scharfen Knick in ihrer Biographie gestraucht sind. In den meisten Fällen war das Scheitern einer Beziehung der Auslöser.

troffen, steht also im wahrsten Sinne des Wortes auf der Straße. Das nach selbstgewählter Freiheit und gemütlichem Schlendrian klingende Wort Sandler täuscht nur allzu leicht über die wahren Realitäten des Lebens auf der Straße hinweg: Armut, Existenzkampf, Drogen- und Alkoholabhängigkeit, soziale Isolation, Einsamkeit und der damit wachsende

sind jünger als 21) und junger Frauen (Hauptrisikogruppe: alleinerziehende Mütter).

92% der befragten Obdachlosen besaßen die österreichische Staatsbürgerschaft. Den verschwindend geringen Ausländeranteil begründet die Studie damit, „daß Ausländer, welche von der Obdachlosigkeit bedroht sind, aufgrund ihres Aufenthaltsstatus und ihrer Familienstruktur in sehr spezifischen Wohnformen leben und derzeit nur sehr selten in öffentlichen Unterbringungseinrichtungen oder ‚auf der Straße‘ anzutreffen sind.“

Der trotzdem eklatant hohe Zuwanderungsstrom ist

Zurück in die Zukunft

Bis zur großen Strafrechtsreform in den 70er Jahren galt Obdachlosigkeit noch unter dem Etikett *Nichtsehaftigkeit* bzw. *Vagabundage* als Straftatbestand. Wenige Jahre nach der Entkriminalisierung wurde auch frischer Wind im sozialpolitischen Umgang mit dem Problem spürbar: Sich wie bisher auf karitative Almosenvergabe (Klostertafel, Gelegenheitsarbeiten etc.) und pikiertes Wegschauern zu beschränken, war endlich out. Statt dessen begann man, sich darum zu bemühen, die Betroffenen bei ihrer individuellen Problemlösung tatkräftig zu unterstützen und so wieder von der Straße wegzubekommen.

Wegbereiter waren eine Handvoll engagierter Menschen, die sich in den 80er Jahren mit viel persönlichem Einsatz die Ärmel aufkrempten, um aus einer Utopie lebbarere Realität zu machen. Darunter auch „Gruftmutter“ Hanne Bleibtreu und ihr Team: Ende 1986 beschlossen sie, die ursprüngliche Adventküche in der Pfarre Wien-Mariahilf alleinverantwortlich weiterzuführen, und nahmen an Spenden, was sie kriegen konnten, um die ehemalige Gruft unter dem Kirchenschiff für ihre Zwecke zu adaptieren: Betonreste vom U-Bahnbau, Isoliermaterial, Ausschußfließen, Duscharmaturen, Waschmaschinen ... Die Umbauarbeiten wurden von den Obdachlosen selbst durchgeführt, was fachlich kein Problem war, da jede Berufssparte, vom Arzt bis zum Hilfsarbeiter, in ihren Reihen zu finden ist. Einst fungierten die Räumlichkeiten unter der Mariahilfer Kirche als Pestgrube. Im weißgetünchten Mauerwerk über den Eingangsstufen der „Gruft“ ist heute noch der Schacht erkennbar, durch den die Seuchenopfer damals hinuntergeworfen wurden. Wo jetzt schwarzer Asphalt glänzt, lagen jahrhundertlang ihre Gebeine. Neben dem Hauptgewölbe, das (je nach Tageszeit) als Speise-



Foto: Mario Lang

Dadurch psychisch destabilisiert, orientierungslos geworden und oft auch in finanzielle Not geraten, konnten sie schließlich mit dem allgemeinen Anpassungs- und Leistungsdruck nicht mehr Schritt halten.

Laut Sozialamt gibt es in Wien derzeit rund 5000 obdachlose Personen, ca. 50% davon sind in einer der öffentlichen oder privaten Betreuungseinrichtungen untergebracht. Die andere Hälfte ist von akuter Obdachlosigkeit be-

Sinnverlust münden meist direkt in endgültiger Selbstabgabe.

1993 wurde im Auftrag des Sozialamtes der Stadt Wien vom Interdisziplinären Forschungszentrum Sozialwissenschaften (IFS) eine Studie erstellt, die erstmals umfassend zur sozialen Situation der akuten Obdachlosen in Wien Auskunft gibt. Sie dokumentiert unter anderem auch eine alarmierend ansteigende Anzahl obdachloser Jugendlicher (20% der Betroffenen

also hausgemacht: Nur 48% der befragten Obdachlosen waren gebürtige Wiener, die restlichen 52% stammten zum Großteil aus Niederösterreich, der Steiermark und Oberösterreich. Magere 30% dieser Zuwanderer kamen aus ländlichen Regionen: Obdachlosigkeit ist also nicht nur ein Phänomen, das vor allem in der sozialen Ein-samkeit der Städte blüht, sondern darüber hinaus auch zwischen den urbanen Regionen wandert.

Aufenthalts- und Schlafraum fungiert, liegt Hanne Bleibtreu Büro. Eine der Zimmerwände sticht ins Auge: uraltes Mauerwerk, darauf drei verwitterte Grabinschriften – die Gräber sind nach wie vor belegt. Das vierte wurde, so entziffert man, erst am 23. 1. 1988 verschlossen: Nach über 200 Jahren Totenruhe hat der darin bestattete Barnabitenpater, dessen Grab schwer beschädigt war, Gesellschaft bekommen. Die Restgebeine aus dem Bodenaushub der Pestgrube wurden von den Obdachlosen darin beigesetzt. Und mit ihnen ein handgeschriebener Zettel in einem Marmeladeglas: Alle am Umbau Beteiligten haben darauf unterschrieben. In diesem Ambiente leitet Bleibtreu seit 8 Jahren die Geschicke der mittlerweile legendär gewordenen „Gruft“. Ihr Resozialisierungsrezept klingt denkbar einfach: Mit Wasser und Seife beginnt's, deshalb die Installation von Waschmaschine und Duschens im Vorraum, denn mit wiedererlangter körperlicher Sauberkeit wächst das Wohlbefinden, und die verlorengangene Selbstachtung keimt auf. Danach kann auch der Familiencharakter der „Gruft“ wirken: persönliche Zuwendung, lange Gespräche, Motivation und bei Bedarf aktive Starthilfe in ein neues Leben.

Hanne Bleibtreu: „Aufstehen müssen sie von selbst, sonst ist es sinnlos! Alle weiteren Schritte begleiten wir.“ Das bedeutet arbeitsintensives Krisenmanagement: Vom Erstellen ausgeklügelter Finanzierungspläne zwecks Tilgung der Altschulden (offene Kredite, Alimenta-tionsaußenstände, Gerichtskosten usw.) bis hin zur Beschaffung von Startwohnungen und Arbeitsplätzen. 12 bis 28 Personen jährlich haben auf diese Art wieder den Absprung in eine neue Zukunft geschafft.

Seit Anfang 1995 ist das „Gruft“-Team auch integrationsbeauftragter Vertragspartner der Stadt Wien und damit in das mittlerweile ebenfalls dicht gewobene, öffentliche Maßnahmen-netz eingebunden. Diese Tatsache ermöglichte auch eine Ausweitung des Betreuungsangebotes: Aufstockung des Teams; neue Öffnungszeiten rund um die Uhr; Intensivierung der ärztlichen Versorgung durch den medizinischen Betreuungsbus u.a. Das bereits seit 1994 aktive „Nachtstreetwork“ des „Gruft“-Teams wird vor allem in kalten Wintermächten wirksam: So manche(r) Obdachlose konnte schon von der Straße „aufgelesen“ und vor dem Erfrierungstod bewahrt werden.

„Gebt's ma a Hack'n!“

Ein Ergebnis der IFS-Studie widerspricht auffallend dem weitverbreiteten Vorurteil von Obdachlosen als *arbeits-scheuen Sozialschmarotzern*: Über 85% der Befragten äußerten den Wunsch, wieder eine Beschäftigung annehmen zu wollen. Die Erkenntnis, daß die Betroffenen durch die Wiederaufnahme sinnvoller und regelmäßiger Tätigkeiten leicht-

ter wieder in Beruf und Gesellschaft zu integrieren sind, führte in den letzten Jahren zur Gründung einer Reihe zielorientierter Arbeitsprojekte (z.B. ARGE Obdachlose; Sozialprojekt „fix & fertig“ usw.), die zum Teil auch schon von Gemeinde und Arbeitsmarktverwaltung unterstützt werden.

Bis dato gänzlich un-subventioniert blieb dagegen ein Kreativprojekt, dem die Wiener mittlerweile spannenden Zuwachs in der Printmedienlandschaft verdanken. Im September '94 haben Studenten der Sozialakademie Wien XXI in enger Zusammenarbeit mit dem Redaktionsteam der Zeitschrift *Uhudla* die *Sand & Zeit-Schreibwerkstatt* für Obdachlose ins Leben gerufen und jeweils am ersten Montag jeden Monats im Meidlinger Café Philadelphia zum Jour fixe gebeten. Sehr schnell wurde an der hohen Qualität der journalistischen bis litera-

rischen Beiträge ablesbar, wieviel kreatives und intellektuelles Potential in der Sandler-szene brachliegt. Nach ein-jähriger Anlaufzeit konnten die Früchte des Sand & Zeit-Projekts nun aus dem Uhudla ausgegliedert und in Form von Österreichs erster Obdachlo-senzeitung *Augustin* eigenständig publiziert werden. Das monatlich erscheinende Blatt wird von den Betroffenen selbst zum Preis von öS 20 (öS 10 kommen den obdachlosen Kolporteurs zugute) im Straßenverkauf vertrieben. Jahres- oder Förderabos (öS 200 bzw. öS 300) können direkt in der *Augustin*-Redaktion bestellt werden: Wimberger-gasse 10/36, 1070 Wien.

„Gruft“
Kontraktadresse
(auch für Spenden):
Barnabiten-gasse 14,
1060 Wien,
Tel: 0222/ 58 78 754-32
(0-24 Uhr).

In memoriam George Mulindwa

Als die Kämpfe in seinem Heimatland überhandnahmen, beschloß der ugandische Musiker und Komponist George Mulindwa Lube-ga, nach Europa zu gehen. 1985 kam er nach Wien und verbreitete 10 Jahre lang österreichweit gute Stimmung mit seinem Afro-Beat. Seine Lieder wurzelten im überlieferten Musikgut Ugandas, im Sinne der Zugänglichkeit und Tanzbarkeit neu arrangiert, mit vielen Harmonien sowie eigens kreierten Rhythmen angereichert.

Am 29. Juli 1995 verstarb George Mulindwa im Alter von 38 Jahren an Aids. Zurück bleiben drei Kinder: zwei davon in Uganda, eines in Wien. Grund genug für die Wiener Afro-Szene, am 7. Oktober 1995 zum Benefizkonzert zugunsten der Waisen in die Wiener Arena zu

bitten. Es wurde ein trotz traurigem Anlaß rauschendes Fest, das erst gegen 4 Uhr morgens endete, denn die Liste der Musikerkollegen und -freunde, die auf diese Weise George Mulindwa die letzte Ehre erweisen wollten, war lang: Neben der 1988 von Mulindwa selbst gegründeten Gruppe *Sakayonsa* sorgten

Makango, Afrikosan, Jenny Bell, Rootsman Band, Wayos, Tam Tam d'Afrique, die Afro-Dance-Truppe *Chandiro & Friends* und viele andere für eine künstlerisch heiße Nacht. Kulinarisch gestärkt durch ein ugandisches Buffet der Projektgruppe *Uganda-Ribe*, machten rund 380 Besucher die Nacht zum Tag und sorgten damit für einen hohen Benefiz-Reingewinn. Die Kinder erhalten den Großteil der Summe. Ein Restbetrag kommt der neu-gründeten Organisation *Austrian Black Artists* als Unterstützung zugute. gmK



Das Spendenkonto für Mulindwas Waisen wird jetzt von der „Projektgruppe für den Wiederaufbau Ugandas“ verwaltet:
PSK-Konto Nr. 750-20006
(BLZ 60000).

Ein Traum in der Tasche

Literatur, Kunst, Musik und Festkultur von MigrantInnen und Angehörigen ethnischer Minderheiten im Wiener Amerlinghaus. Ein Bericht von Eva Baloch

Es gibt Menschen, die nicht abgeschnitten werden wollen von der Welt. Umso wichtiger, daß gerade jetzt eine Veranstaltungsreihe angesetzt war, die diese Menschen versammelte und ihnen zeigte, daß sie bei weitem nicht allein sind. Die musikalisch-literarischen Abende im Wiener Amerlinghaus waren das Gegenteil einer eintönigen Schlafmelodie. Und sie waren jedesmal ausgebucht: Grund zur Hoffnung also, daß in unserem Land die Lust an der Vielstimmigkeit im Dezember ihrer selbst gedenkt!

Die in Zusammenarbeit mit dem Verein *Romano Centro* vom *Verein Exil* und dem Amerlinghaus organisierte Veranstaltungsreihe „Jeder ist anderswo ein Fremder“, die September/Oktober an vier Wochenenden Literatur, Kunst, Musik und Festkultur von MigrantInnen und Angehörigen ethnischer Minderheiten brachte, war ein vielstimmiges Forum, an dem ne-

ben den SchriftstellerInnen Radek Knapp, Šeraffetin Yıldız, Dora Schimanko, Sharif Sophie, Milo Dor sowie der Malerin Ceija Stojka auch 13



AutorInnen der Literaturwerkstätte im Amerlinghaus, darunter ECHO-MitarbeiterInnen, ihre neuesten Texte vorstellten. Bei jeder der insgesamt sieben Abendveranstaltungen wechselten Literatur und Musik, wobei beide Kunstformen oft durch denselben/dieselbe KünstlerIn ver-

wunderschöne Stimme seiner Frau Ruza Nikolić-Lakatos auf der Gitarre.

Daß an den literarisch-musikalischen Abenden das Publikum nicht mit einer bloßen Konsumation der künstlerischen Darbietungen davonkam, dafür sorgten die Inhalte der mitwirkenden KünstlerInnen: Zu sehr waren ihre Erfah-

rungen, die sich in ihren Texten, Bildern und ihrer Musik widerspiegelten, mit der Lebenswelt der ZuschauerInnen verwoben, zu sehr sprachen sie nicht nur von sich, einem „Anderen“, was das Publikum gemächlich zurückgelehnt hätte beobachten können, sondern über eine Welt, aus der sich



treten waren: So sorgte der Autor Ercümet Aytac gemeinsam mit Mansur Bildik auch für die musikalische Umrahmung eines Abends und Miso Nikolić begleitete anschließend an seine Lesung aus der Geschichte seiner Familie die

niemand ausgenommen fühlen konnte. Auch wenn die Texte von den Welten der AutorInnen handelten, wie etwa die autobiographische Geschichte von Pakize Yıldız über den Befreiungsprozeß von den Erwartungen ihrer Brüder,

waren es Reflexionen über Ereignisse, die durch Begegnungen/Konfrontationen mit der österreichischen Lebenswelt stattgefunden hatten.

Zentrales Thema aller AutorInnen der Veranstaltungsreihe war die Auseinandersetzung mit ihrer Situation als ZuwanderInnen, als „Fremde“, „Wenigerheiten“, wie Ceija Stojka es nennt. Milo Dor ist arrivierter Schriftsteller, Daniel Jovanović, geboren in Wien, hat erst zu schreiben begonnen. Am selben Abend mit Milo Dor las er die Geschichte der dramatischen Findung seiner Eltern, eine Geschichte, die nun 22 Jahre zurückliegt. Sind Daniels Eltern nun Serben, Roma oder Österreicher? Oder keines von allen oder alles? Jovanovic steht hier stellvertretend für all die jungen AutorInnen der zweiten Generation, für die es ebenso wie für Milo Dor schwierig wäre, auf die Frage nach ihrer „Heimat“ bloß mit dem Namen eines Staates zu antworten. „Heimat ist dort, wo man sich zu Hause fühlt“, sagte Milo Dor im Gespräch und nannte den achten Wiener Bezirk seine Heimat.

Die bekannte Künstlerin Ceija Stojka war nicht nur durch literarische Beiträge, sondern auch durch ihre Bilder und Zeichnungen vertreten. An vier Vormittagen führte sie mehr als 300 SchülerInnen durch ihre Ausstellung.

Tarek Eltayeb, der seit 1982 als Schriftsteller publiziert, beschreibt in „Ein Koffer voll Tauben und Gurren“ eindrucksvoll das traumatische Erlebnis der Emigration, den Aufbruch von Zuhause mit „einem Traum in der Tasche“, der später im Koffer eingeschlossen bleiben soll, und den Sprung in das Fremde: „Ein paar Stunden, und wir sind ganz andere Menschen. Ich bin den Augen der Straße und den Ohren ein Fremder. Der Boden staunt über meine Schritte und das Gewicht meines Koffers.“

Eva Baloch ist Sinologiestudentin und freie Journalistin in Wien.

Fotos: Verein Exil

„Pünktchen und Anton“ im Renaissance-Theater

Zur Zeit der Machtübernahme Hitlers zählte Erich Kästner bereits zu den meistgelesenen Kinderbuchautoren des deutschen Sprachraums. Dann begannen die Nazis mit der Ignoranz selbsternannter Herrenmenschen den kulturellen Kehraus; auch Kästners Bücher wurden verboten bzw. öffentlich verbrannt: Seine RomanheldInnen, allesamt selbständige, selbstbewußte und kluge Kinder, die kooperationsbereit, sozial mitfühlend und zupackend agieren und auch vor Autoritäten keine falsche Scheu haben, durften in braunen Zeiten kein Vorbild sein. Doch Kästners Werk war schwergewichtiger als die Idee des Tausendjährigen Reiches und erlangte nach Kriegsende schnell wieder den alten Stellenwert. Mit dem 1931 erschienenen Roman *Pünktchen und Anton* ist Kästner eine abenteuerliche Kriminalgeschichte mit Tiefgang gelungen. Spannend erzählt sie von den unterschiedlichen Lebensbedin-

gungen zwischen Arm und Reich und von zwei couragierten Kindern, die die soziale Utopie der Verständigung über alle gesellschaftlichen Grenzen hinweg verwirklichen.

Jetzt wurde der Jugendbuchklassiker kindgerecht dramatisiert und unter Klaus Rotts humorvoller Inszenierung mit viel Musik und Tanz auf die Bühne des Theaters der Jugend (Neubaugasse 36, 1070 Wien) gebracht, wo es noch bis 6. Februar 1996 zu sehen ist. Kartenreservierungen unter: Tel.: 512 10-230 gmk



© Christian Gallier

Hammelbraten im Hinterhof

Manche Gerüchte werden erst lange nach ihrer Entstehung wahr.

So auch ein besonders hartnäckiges: Am frostigen Spätherbstabend des 28. September 1995 wurde in einem winzigen Josefstädter Hinterhof tatsäch-

lich unter dem Absingen fremdländischer Lieder auf offenem Feuer ein Hammel gebraten!

Gastgeber war das junge Team der „Initiative 8“ (SPÖ Josefstadt); seit gut einem Jahr bekannt dafür, heiße Themen ohne Scheu aufzugreifen und

aktionistisch in den urbanen Raum und damit zur realen Diskussion zu stellen. Der Hammel entpuppte sich zwar als Lämmernes, zerging aber nicht minder köstlich auf der Zunge. Für den Ohrenschausmaus sorgten das *Vienna-Orient-Trio* (kurdische und türkische Lieder) und die Gruppe *Gojim* (Klezmemusik). Eine Spur zu feinverlesen das fröhlich feiernde Publikum: Neben Interessierten und Engagierten sowie ebensolcher Prominenz (von Generalvikar Helmut Schüller über Landtagsabgeordnete Renate Brauner und Josef Cap bis hin zu Bundesminister Rudolf Scholten samt Familie) fanden sich nur äußerst spärlich Anrainer ein.

Der Grund dafür sei gleichzeitig die Moral von der G'schicht: MitarbeiterInnen der „Initiative 8“, die tags zuvor in der näheren Umgebung ausgeschwärmt waren, um schriftliche Einladungen persönlich an den Mann/die Frau zu bringen, scheiterten in vielen Fällen an sprechanlagenbewehrten Haustoren bzw. nicht minder wehrhaften Hausbesorgern.

Wien ist anders!
Gabriele Müller-Klomfar

Sebe wird zum Helden

Afrikanisches Tanztheater für Menschen zwischen 7 und 100 Jahren

Kinder haben von Geburt an keine Vorurteile gegenüber anderen Kulturen.“ Ausgerüstet mit diesem Leitspruch haben engagierte KünstlerInnen aus Afrika und Österreich 1990 den Verein *Cross Cultural Communication* gegründet, der internationale Kulturkontakte fördert. Bis jetzt wurden Theater- und Videoproduktionen, Workshops, Selbsthilfefprojekte und zahlreiche andere Kulturveranstaltungen realisiert.

Die neuste Produktion des Vereins heißt „Sebe, das Wunderkind“ und wurde im November mit großem Erfolg im Wiener *Theater Akzent* urauf-

geführt. Das Stück basiert auf einem traditionellen afrikanischen Märchen der Yoruba-Mythologie. Es handelt von Kinderlosigkeit und Kindersegen und der daraus resultierenden Problematik. Kinder ab 7 und Erwachsene können in diesem afrikanischen Tanztheaterstück miterleben, wie aus einem Jungen, der wegen seiner Andersartigkeit von der Gesellschaft verstoßen wurde, ein Held wird, der das ganze Dorf vor einem Unheil rettet. Die Handlung wird durch Tanz und Musik dargestellt, wobei zum besseren Verständnis wichtige Sequenzen in Deutsch gesungen und von

afrikanischen Instrumenten begleitet werden. Verpackt in ein zauberhaftes Märchen wird den ZuschauerInnen die Kultur Afrikas nähergebracht, die Phantasie zu Höhenflügen angeregt.

Die Gruppe plant für das nächste Jahr eine Tournee durch Österreich; Organisatoren und Interessierte wenden sich an:

Cross Cultural Communication,
Davis O. Nejo /
Andrea Samadi
Absberggasse 21/22, 1
1100 Wien
Tel.: 0222/ 602 42 07
red

Schreibwerkstatt

JEDER IST anderswo EIN FREMDER

für ZuwanderInnen und Angehörige ethnischer Minderheiten

Die Werkstatt, in der Roma und Sinti, Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien, Bulgarien, der Türkei, Griechenland, dem Iran, Armenien und Aserbaidschan, Kurden und Jugendliche der sogenannten „Zweiten Generation“ gemeinsam an ihren literarischen Projekten arbeiten, wurde aufgrund des großen Interesses bis Ende Februar 1996 verlängert. Für März 1996 ist die Herausgabe einer Anthologie mit den besten Texten der WerkstattautorInnen geplant. Die Werkstatt steht auch Neuinteressierten offen, die Treffen finden jeden Freitag ab 19 Uhr im Wiener Amerlinghaus, 1070 Wien, Stifftg. 8, statt.

Infos bei: Christa Stipfinger
Tel.: 0222/ 523 64 75

Heimatproduktion durch Fremdheitskonstruktion

Unter diesem Titel steht eine vom *Afro-Asiatischen Institut* Graz und dem Verein ISOP konzipierte Veranstaltungsreihe, die sich als Bestandsaufnahme des literarischen Diskurses über Migration und ethnische Minderheiten versteht. Gesellschaftliche Unterdrückungsmechanismen zeigen sich insbesondere im öffentlichen Umgang mit Minderheiten. Literatur von Minderheiten und MigrantInnen rückt das Individuelle und Besondere der Ausgrenzung in den Brennpunkt und macht die Unterdrückungsmechanismen aus der Betroffenheitsperspektive deutlich. Das zentrale bil-

dungspolitische Anliegen der Veranstaltungsreihe besteht in der Sensibilisierung der TeilnehmerInnen für einen nicht ausgrenzungstiftenden (integrativen) Heimatbegriff, der auf ein interkulturelles Miteinander rekurriert.

Eröffnet wurde die Reihe am 5. Dezember 1995 mit einer Lesung von Robert Menasse, der auch aus seinen Essays zur österreichischen Identität las.

Am 12. Jänner 1996 wird in der Türkei geborene, in Deutschland aufgewachsene und in Wien lebende Schriftstellerin und STIMME-Redakteur Hikmet Kayahan aus sei-

nen Arbeiten lesen und zusammen mit Ulrike Taberho-

fer einen Literaturworkshop gestalten.

Detailprogramm / Anmeldung:
Verein ISOP,
Uhlandg. 1, 8010 Graz
Tel.: 0316/ 83 79 32,
Fax: 0316/ 83 79 32-6

„Lauter, Gesindel!“

Das Solidaritätskomitee „Die Kunst der Freiheit“ wurde als unabhängige und überparteiliche Aktionsplattform der österreichischen Kunst- und Kulturschaffenden gegründet und richtet sich gegen Sparpopulismus und neokonservative Angriffe auf das kulturelle und demokratische Österreich – eine Antwort auf „politische Barbarei“. Im speziellen geht es um Widerstand gegen bestimmte politische Strömungen und ihre systematisch eingesetzte Strategie, Andersdenkende und -seiende zu verleumden und als sozial unverträglich darzustellen, um eine Gesellschaft herbeizu-

führen, in der Ausgrenzung, Intoleranz und gedankliche sowie kulturelle Enge zum Prinzip erhoben werden.

Geplant sind Informationsveranstaltungen, Kunstaktionen, Vorträge, Symposien, Seminare usw. Interessierte an der u.a. von der IG Autoren und IG Kultur Österreich initiierten Plattform wenden sich an:

Die Kunst der Freiheit/Solidaritätskomitee, z.H. Armin Anders, Seideng. 13, 1070 Wien, Tel.: 0222/ 526 20 44-28, Fax-DW: 30, Mailbox: +431-(0222) 522 03 05. red

Wendigkeit und Charme abschauen können. Die Gäste (unter ihnen auch Dr. Peter Kreisky und Nationalratsabge-

ordnete Dr. Irmtraud Karlsson) dankten es mit festlicher Laune und Wohlbefinden. gmk



Foto: Martin Blahovsky

Unter dem Motto „Verirungen – Verwirrungen des Herzens“ bediente sie sich dieses uralten Symbols für menschliche Empfindsamkeit auf vielfältige Weise: in literarischen Texten aus eigener Feder, Fotocollagen und sinnlich durchszenierten Objekten. Zu Herzen ging auch die musikalische Untermalung der Performance durch Roma-Primas Mosa Susic, der die Stimmungen der Texte in Geigenimprovisationen umsetzte. Für Herzerwärmung „danach“, die weit über kulinarische Genüsse hinausging,

Ein Wiener Maler aus Istanbul

In einer Zeit, in der die Malerei immer umstrittener, ihre Funktion und Notwendigkeit immer mehr in Frage gestellt wird, haben wir mit dem Maler Zekeriya Sanbatur gesprochen, der den Sinn seiner Tätigkeit nicht in Frage stellen läßt.



Zekeriya Sanbatur, 37 Jahre alt, kam vor 13 Jahren nach Österreich, um seine Malerei zu erweitern, um Neues dazuzulernen. Er setzte sein in Istanbul begonnenes Studium an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien fort, wo er derzeit Lehrbeauftragter ist.

Am Anfang war er überrascht von dem legeren Umgang der ProfessorInnen mit den Arbeiten der StudentInnen. Im Vergleich zur Akademie in Istanbul gab es hier keine wöchentlichen Bildbesprechungen, keine Auseinandersetzung mit den Arbeiten der anderen. Für ihn, der seine Grundausbildung schon hinter sich gebracht hatte, war dies eine willkommene Abwechslung, die zu meistern große Selbstdisziplin und Selbstkritik verlangte. „Meine Arbeit ist eine permanente Gratwanderung zwischen dem, was ich kann und dem, was ich tun soll. Ohne Selbstdisziplin könnte ich mich leicht verlaufen und das Ziel aus den Augen verlieren. Also hinterfrage ich meine Arbeiten ständig.“

An den Wänden seines Ateliers, wo wir das Gespräch führen, hängen Arbeiten von

unterschiedlichen Perioden seines Schaffens: So trifft das herumschweifende Auge auf Kopien von klassischen Gemälden wie Rubens' „Saturn verschlingt einen seiner Söhne“, eine Arbeit aus der Studienzeit in Istanbul – „Dort lernt man durchs Kopieren von alten Meistern“ –, aber auch Objektbilder, große Ölgemälde, Papierarbeiten, Radierungen u.v.a. „Für mich war und ist die Kritik von



außen ein wichtiges Kriterium, denn man kann leicht die Distanz zur eigenen Arbeit verlieren. Was mir in Wien bis heute fremd bleibt, ist der eigenartige Umgang mit Kritik. KollegInnen nehmen die Kritik an ihren Arbeiten als Kritik an ihrer Person.“

Was ist der derzeitige Zugang Sanbatur zum eigenen Werk, möchte ich wissen. „Meines Erachtens dienen alle Produkte, nicht nur meine, zur Kommunikation; durch meine Bilder versuche ich einen Dialog herbeizuführen. Da führt der Weg über die Leinwand. Leider scheint es einfacher zu sein, sich als exotischer ausländischer Maler zu behaupten, als durch das eigene Werk. Natürlich verwende

ich Mal- und Zeichentechniken, die der östlichen, orientalischen Tradition entstammen, aber ich betrachte meine Bilder nicht als multikulturelle Arbeiten. Diese Techniken, wenn man will: diese Sprachen/Dialekte/Mundarten, sind ein Teil meiner Sozialisation; genauso wie die Symbolik der westlichen Kultur- und Kunstgeschichte. Wenn ein Betrachter, dem die Miniaturenmalerei bekannt ist, diese Technik bei meinen Arbeiten zu entdecken glaubt, hat das sicher seine Richtigkeit. Aber es darf noch lange kein Grund sein, die Qualität meiner Arbeiten darauf zu reduzieren.“

Ich erinnere mich an eine Vernissage, bei der der Eröffnungsdredner als allererstes auf die Herkunft von Sanbatur hin-

wies, um anschließend die Bilder als „multikulturelle Arbeiten“ zu klassifizieren. „Mir scheint“, sagt der Maler, „immer wenn etwas, sei es ein Gedicht, ein Bild oder ein Mensch, mit den üblichen Kategorien nicht zu benennen ist, bekommt es seit den letzten zehn Jahren den Stempel ‚multikulturell‘ draufgeknallt. Dies bedeutet so viel wie politisch korrekt, kunterbunt, offen für vieles, mit anderen Worten: ein bunter Vogel. Ich muß zugeben, dem argumentativ zu begegnen, fällt mir schwer, obwohl das Wort mich jedes Mal schmerzt. Dieser Begriff klingt so, wie wenn er positiv besetzt wäre, aber in diversen Zusammenhängen wird er eher wie eine Entschuldigung eingesetzt. Ich brauche keine Entschuldigung für meine Arbeiten! Was ich brauche, ist Kritik mit der Terminologie der Malerei, der Kompositionslehre, der Farbenlehre und sicherlich auch der Politik; aber nicht mit der der Soziologie. Wie lernten wir einst in der Schule: Äpfel und Birnen lassen sich nicht addieren.“

Ich kneife und wechsle das Thema: Glaubst du, daß er woanders andere Bilder gemalt hätte? „Ja, das glaube ich. Die Stadt, in der man lebt, die Sprache, die dort gesprochen wird, die Kämpfe, die man austragen muß, färben ab auf die Arbeiten. Aber ich will damit nicht sagen, daß ich woanders bessere oder schlechtere Bilder gemalt hätte, es wären halt andere Bilder gewesen: Andere Landschaften, andere Märchen.“

Beim Abschied wünsche ihm viel Glück beim Erzählen seiner Wiener Märchen. a.çiçek



Fotos: Nuşin Arslan-Esten

Der andere Hip Hop

MC Sultan & The Kadayifs: Listen

anzufordern unter den Telefonnummern:
0222/ 51 24 817; 52 66 127 oder 92 75 115



Ein Gustostückerl quicklebender Jugendkultur aus dem Schmelztiegel Wien wurde vor kurzem auf CD verewigt: *Listen* nennt sich der Tonträger, MC Sultan & The Kadayifs die Band. Daß die sieben Jungmusiker aus vielen Winkeln dieser Erde (Türkei, USA, Deutschland/Italien und Österreich) stammen, ist nicht zu überhören: Experimentierfreudig durchmischen sie Rap, Hip Hop und Reggae mit orientalischen Klängen. Dazu gibt es eigene Texte in allen Sprachen, die ihnen so auf den Zungen liegen: Englisch, Deutsch und Italienisch – gewürzt mit einer feinen Prise Türkisch, vor allem im Gruppennamen: Kadayif nennt sich die levantinische Süßigkeit

(ganz feine Zuckerteigfaden im Honigsirup), die im Slang mit „spätjung“ in Verbindung gebracht wird. Sicher nicht diese Bedeutung des Wortes lag den Gruppenmitgliedern bei der Taufe im Sinn, ging doch die Band teilweise aus dem Jugendprojekt ECHO hervor. Eine wohlthuende Reife kann aber ihrer Musik jetzt schon attestiert werden.

gmk

Scollo Pur

Etta Scollo: Ter

erhältlich bei „C.M.T.“
7223 Siegraben/Forsthaus
Tel. & Fax: 02621/ 22 35 oder
0222/ 504 11 68

Etta Scollo, stimmungswaltige Sizilianerin mit österreichischer Staatsbürgerschaft, läßt Neues von sich hören: Ter (lat. „dreimal“) ist nicht nur der Titel ihrer brandneuen CD, sondern repräsentiert zugleich Ettas jüngst gegründetes, international besetztes Trio-Projekt. Gemeinsam mit dem Österreicher Bobby Gut-

deutsch an Keyboard und Klavier und dem französischen Percussionisten und Schlagzeuger Patrice Heral hat sie auf dem Tonträger fünf – fast ausschließlich aus eigener Feder stammende – Lieder aus ihrem aktuellen Live-Programm arrangiert und produziert, die in musikalischer Qualität und Bandbreite Gusto auf mehr machen. Ob lyrische Ballade oder mitreißender Swing: alle Songs wurden in Klaus Voormanns Studio, einem gemütlichen alten Bauernhof an der Ostsee, in einem Guß live aufgenommen und mit nur einigen wenigen „overdubs“ unterstützt. gmk

Mundart schwarz auf weiß

Morgenschtean - Die österreichische Dialektzeitschrift

Hg. von den Österreichischen Dialektautoren

Gumpendorfer Str. 15/13, A-1060 Wien

Tel: 0222/ 586 12 49-11; Fax: 0222/ 586 82 17

Einzelpreis öS 60,- (+ Versandspesen)

Jahresabo (4 Hefte): öS 200,- (inkl. Versandspesen)

Wo die Hochsprache an ihre Grenzen stößt, wird die Mundart kraftvoll, vielfarbig und nuancenreich wirksam. Um auch ihre literarische Bedeutung zu dokumentieren, geben die Österreichischen Dialektautoren viermal jährlich die Zeitschrift *Morgenschtean* heraus. In der aktuellen Sondernummer

(23/95) setzen sich namhafte Autoren wie Erich Demmer, Alfred Kolleritsch, Günther Poindinger, Wendelin Schmidt-Dengler u.a. mit der goldenen Zeit der kritischen Liedermacherei auseinander: In Österreich waren es die späten sechziger und siebziger Jahre. Der einzige Beitrag abseits dieses

Themenkreises ist eine Geburtstagslaudatio Alfred Kolleritschs zu Ehren des nunmehr siebzehnjährigen Ernst Jandl, der sich mit seinen „Stanzeln“ sehr um den Dialekt als Kunstsprache verdient gemacht hat. Schwerpunktthema der nächsten Nummer: die fränkische Dialektliteratur. gmk

Informative und kosmetische Argumentationen

von Margret Lammert

Heinz Fassmann/Rainer Münz: *Einwanderungsland Österreich? Historische Migrationen, aktuelle Trends und politische Maßnahmen.*

Wien: Jugend und Volk 1995

Das Buch von Fassmann und Münz verfolgt drei Ziele. Es soll klarmachen, daß die landläufige Vorstellung, Ein- und Auswanderungen hätten für Österreich keine Bedeutung gehabt, nicht der historischen Realität entspricht. Diesbezüglich führen die Autoren relativ anschauliche Beweise an, welche eindeutig bestätigen, daß es in den letzten hundert Jahren immer wieder Migrationswellen in Österreich gab. Die Land-Stadt-Wanderungen während der Industriellen Revolution in der Donaumonarchie veränderten beispielsweise nicht nur die Zahl der Bevölkerung, sondern auch deren soziale Struktur.

In erster Linie ging es bei dieser Wanderungswelle um die zwanghafte Assimilation bestimmter ethnischer Minderheiten. Die Herkunftssprachen der slawischen Einwanderer wurden regelrecht verboten, die Förderung kultureller Eigenheiten – so wie sie gerne im Klischee beschönigt werden, daß der Wiener ein gelungenes Mischungsverhältnis unterschiedlicher Herkunftskulturen repräsentiere – entsprechen weniger der historischen Realität.

Daneben gab es aber auch Auswanderungswellen, wie beispielsweise um die Jahrhundertwende die Überseewanderung, woran sich auch ca. 3,5 Millionen Menschen aus der Monarchie Österreich-Ungarn anschlossen.

Die erzwungene Auswanderung der jüdischen Bevölkerung im Dritten Reich sowie die Einwanderung der ungarischen Flüchtlinge 1956 und die der Tschechen und Slowaken

1968 stellen weitere Ein- und Auswanderungswellen in der österreichischen Geschichte dar.

Die Migrationstendenzen in den letzten 20 Jahren werden von den Autoren relativ klar für die Leser nachgezeichnet. Einerseits wird das Interesse der österreichischen Wirtschaft an ausländischen Arbeitskräften hervorgehoben, gleichzeitig aber auch die restriktive Vorgehensweise des Staates. Obwohl sich Österreich politisch als Asylland deklariert, gibt es genügend Beispiele, daß Flüchtlinge bereits an den Grenzen oder am Flughafen abgeschoben werden, ohne einen Asylantrag stellen zu können.

Im Hinblick auf die erste Zielsetzung, die die Autoren im Vorwort sich zur Aufgabe stellen, kann ihr Beitrag als gelungen angesehen werden. Zahlreiche Fotografien, demographisches Datenmaterial, sozialgeschichtliche Hintergründe und individuelle Fallbeispiele belegen, daß Österreich trotz aller politischen Definitionsmängel faktisch ein Ein- und Auswanderungsland ist.

Die Beschreibung, welchen gesellschaftlichen und ökonomischen Beitrag Zuwanderer geleistet haben, als zweite Zielsetzung der Dokumentation, stellt sich allerdings eher als unbefriedigend dar. Unbefriedigend, weil den Lesern nicht ausreichend vergegenwärtigt wird, wie beispielsweise gegenüber der „ethnischen Segmentierung“ des Arbeitsmarktes Zeichen gesetzt werden könnten. Die zunehmende „Flexibilisierung“ der Arbeits-

verhältnisse ist nicht ein Resultat der Migrationsentwicklung, sondern liegt im Interesse der kapitalistischen Verwertung von Arbeitskräften. Es kann daher auch nicht darum gehen, immer wieder idyllisch darauf hinzuweisen, wie wertvoll Multikulturalität für eine Gesellschaft wäre.

Eine Gesellschaft, die Differenz – sei es die zwischen Männern und Frauen oder zwischen sogenannten Inländern und sogenannten Ausländern – immer wieder als Spaltungsinstrument benutzt, um entweder die einen oder die anderen je nach Bedarf auf- oder abzuwerten, damit ein wirklicher Zusammenschluß verhindert wird, bedarf keiner exotischen Annäherung. Es kann nicht um die Beschönigung kultureller Besonderheiten von ethnischen Gruppen gehen, sondern es müssen Arbeitsbedingungen geschaffen werden, die allgemein jede Form von Lohndumping ausschließen. Daß wenig attraktive Tätigkeiten mit geringem Sozialprestige Ausländern vorbehalten werden, ist kein gesellschaftlich gewünschter Beitrag der Ausländer, sondern ein Ergebnis der hiesigen Wirtschaftspolitik.

Kommen wir aber zur dritten und letzten Zielsetzung des Buches, nämlich dem Versuch, Grundprinzipien einer vorausschauenden Migrationspolitik zu eröffnen. Nachdem die Autoren einen kurzen Abriss der Ausländergesetzgebung (Ausländerbeschäftigungsgesetz, Fremdenrecht, Asylgesetz und Aufenthaltsgesetz) leisten, üben sie Kritik an der aktuellen Migrationspolitik. Ihrer Meinung nach müssen für eine planvolle und zielführende Migrationspolitik folgende Kriterien erfüllt sein:

1. Eine Bevölkerungsentwicklung, die einen Zuzug aus demographischer Sicht notwendig macht. (Volkswirtschaftlich können hier allerdings auch andere Lösungen als die Zuwanderung angeboten werden, die gewährleisten, daß das Sozialversicherungssystem der Gesellschaft überlebt.)

2. Eine wirtschaftliche Entwicklung, die eine zusätzliche Nachfrage nach Arbeitskräften erzeugt oder zusätzliche Beschäftigung zumindest ermöglicht.

3. Eine gewisse Aufnahmebereitschaft der einheimischen Bevölkerung, ohne die es keine erfolgreiche Integration der Zuwanderer geben kann.

Bezüglich der Aufnahmebereitschaft der einheimischen Bevölkerung ist zu konstatieren, daß hier die eigenen Überlebensmöglichkeiten im Mittelpunkt stehen. Das bedeutet leider gleichzeitig, daß es nur ein frommer Wunsch sein kann und mit politischer Praxis wenig zu tun hat, wenn Fassmann und Münz postulieren, daß Österreich Abschied von einer reaktiven und defensiven Migrationspolitik nehmen sollte. In einer Zeit, wo der Staat so sehr auf Deregulierung setzt und die soziale Klasse stärker denn je Belastungen ausgesetzt wird, wird der Transport bestimmter ideologischer Muster, die zur Spaltung in der Gesellschaft dienen, sich eher stabilisieren, als daß seine Funktion erkannt werden würde.

Alles in allem ein recht informatives Buch; aber im Hinblick auf den derzeitigen Handlungsbedarf, die Spaltung zwischen Inländern und Ausländern aufzuheben, eine kosmetische Argumentationskette, die wenig Versuche unternimmt, dialektische Prozesse oder Widersprüche in der Gesellschaft herauszuarbeiten.

Margret Lammert ist Germanistin und langjährige Mitarbeiterin bei diversen Migrantprojekten in Wien.

Ist Heiserkeit ein Zustand?

Dies ist keine Hustenbonbon-Werbung!

Die **STIMME** von und für Minderheiten ist augenblicklich heiser.

Akute Finanzierungsprobleme bewirken diesen unannehmbaren Zustand.

Das vorliegende Heft ist ein Warnsignal

- chronischer Heiserkeit kann der Verlust der Stimme folgen.

Sie können es verhindern:

Wir haben eine **Abo-Aktion** gestartet.

Diesem Heft liegt ein Erlagschein bei.

Es genügt, ihn auszufüllen und einzuzahlen.

Falls Sie nicht ohnehin schon ein/e **STIMME**-Abonnent/in sind.

Für eine weiterhin hörbare **STIMME** von und für Minderheiten.

Brückenbau durch Briefwechsel

Gerald Kurdoğlu Nitsche (Hg.): *Brücken. Ein interkulturelles Lesebuch. 1. bis 4. Klassen HS und AHS.* Wien: ÖBV Pädagogischer Verlag 1995

Gerald Nitsche wird den STIMME-LeserInnen nicht nur als Herausgeber des Lesebuches *Österreichische Lyrik und kein Wort Deutsch* (Haymon Verlag 1990), sondern auch als „unser Lehrer in Istanbul“, der mit seinen regelmäßigen Briefen aus der Stadt der Brücken berichtet, bekannt sein. Eine der beiden Bosphorusbrücken ist es auch, die von Nitsche selbst gezeichnet, die Titelseite seines neuesten Buches ziert. *Brücken* nennt er die Anthologie, die unter Mit-

arbeit von 13 Fachleuten entstand und Texte von etwa 100 AutorInnen beinhaltet.

Es handelt sich dabei um ein „Schulbuch“, das diese Bezeichnung nur in Anführungszeichen dulden muß: Hinter ihm steht ein vollkommen neues Konzept für ein Lesebuch, das sich auch außerhalb der Schule als vielsprachige und fächerübergreifende Anthologie behaupten kann. In 15 verschiedenen Sprachen bietet es spannende, lustige, ergreifende und stets informa-

tive Texte, deren Spannweite von Lyrik und Liedern über Märchen und Prosa hin zum Essayistischen bzw. Historischen reicht. Die fremdsprachlichen Texte (fast alleamt Sprachen, die von nicht-deutschsprachigen SchülerInnen an österreichischen Schulen gesprochen werden, sowie „exotische“ außereuropäische Sprachen wie Chinesisch) werden mit deutscher Übersetzung angeboten, die Hälfte der Anthologie stammt von zeitgenössischen österreichischen



AutorInnen. Viele der Lesestücke sowie graphische Arbeiten sind Originalbeiträge.

Nicht nur die auf dem Cover abgebildete Brücke korrespondiert mit Nitsches „Briefen aus Stambul“. „Dieses Lesebuch soll wie ein Briefwechsel sein“, schreibt er im Vorwort an SchülerInnen; „ich beginne mit diesen Zeilen, und mein Brief an Euch setzt sich durch das ganze Buch fort, deshalb habe ich auch in den Fragen nach den Lese- stücken das Du groß geschrieben.“ Dieses beispielhafte interkulturelle Lesebuch, das übrigens bereits vor seinem Erscheinen auf der Schulbücherliste für das Schuljahr 95/96 stand, zeigt jedenfalls, daß Gerald Nitsche nicht nur ein hervorragender Pädagoge und ein profunder Literaturkenner ist, sondern auch ein großartiger Briefeschreiber.

red

Auf den Spuren der „Jungen Wächter“

Angelika Jensen: „Sei stark und mutig! Chasak we' emaz!“ 40 Jahre jüdische Jugend in Österreich am Beispiel der Bewegung „Haschomer Hazair“ von 1903 bis 1943. Wien: Picus Verlag 1995

In ihrem ersten Buch untersucht Angelika Jensen, Mitarbeiterin des Wiener Stadt- und Landesarchivs, einen von der deutschsprachigen Forschung bisher kaum beachteten Aspekt jüdischen Lebens in Österreich. Anhand penibler Aufarbeitung behördlicher Aktenmaterials, alter Jugendzeitschriften sowie persönlicher Briefe, Memoiren, Tagebücher und Interviews gelang ihr die Aufzeichnung einer Sozialgeschichte der zionistischen Jugendbewegung in Wien, die vor dem Holocaust kräftige und vielfältige Lebenszeichen setzte. Im Mittelpunkt steht dabei die Organisation *Haschomer Hazair* (Der junge Wächter): eine internationale zionistische Jugendbewegung, die in Galizien ihren Anfang nahm und im Zuge der Kriegswirren 1915 durch geflüchtete Kinder und

Jugendliche in die Residenzstadt Wien „importiert“ und in der Folge stark vom Austromarxismus Otto Bauers geprägt wurde. 1940 wurden mit Anlaufen des Vernichtungsprogramms alle zionistischen Organisationen, damit auch die *Haschomer Hazair*, verboten und ihre Mitglieder in die

Konzentrationslager deportiert. Überlebenden ist die Neugründung der Vereinigung im Jahre 1949 zu verdanken: Auch ihre Entwicklung bis zur Gegenwart als einzige säkulare zionistische Jugendbewegung Österreichs wird in einem eigenen Kapitel in großen Zügen charakterisiert.

gmk

Aus allen Blickwinkeln

Barbara Neuwirth (Hg.): *Schriftstellerinnen sehen ihr Land* Wien: Frauenverlag 1995

Pünktlich zum Millennium haben 29 österreichische Gegenwartsautorinnen ihrem Land ein literarisches Geschenk gemacht und ihre Erfahrungen mit und ihr Verhältnis zu ihrer Heimat beschrieben. Sie finden den Zugang zum Thema je nach Tempera-

ment auf sehr individuelle Weise: äußern sich politisch und betroffen oder mit der spitzen Feder der Satire; gehen weit in die Kindheit zurück, um den Begriff Heimat dort aufzuspüren oder finden ihn in Landschaften, Menschen oder sich selbst. Das Ergebnis

ist ein 411 Seiten starkes, facettenreiches Portrait Österreichs aus weiblicher Sicht, gezeichnet von Eva Bakos, Margit Hahn, Christine Haidegger, Lotte Ingrisch, Karin Ivancsics, Elfriede Jelinek, Friederike Mayröcker, Silvia Trendl u.v.a.

gmk

Im November 1995

Große Ereignisse werfen schon ihren Schatten voraus, und daraus folgt: Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn wir unter dem Hohngelächter der Mehrheit unseren schweren Dienst verrichten. Noch sind wir eine Minderheit – aber nicht mehr sehr lange. Wie gesagt: Große Ereignisse stehen vor der Tür, und darum habe ich mich mit dem Chef, der kurzzeitig auf uns Deutschnationale ein bißchen gepöfien hat, wieder versöhnt. Denn jetzt gibt's im Dezember wieder Wahlen, und da geht es um die Wurst. Der Chef hat damit nicht gerechnet, weil er ja erst 1998 Kanzlerpräsident werden wollte, und dann ist ihm bei einem TV-Duell noch sein Taferl umgefallen. In Notzeiten gilt: Mögen andere auch weichen / wir stehen wie deutsche Eichen / und gehen über ... verflixt, jetzt hab' ich das Wort vergessen. Oberwart? Nein, das reimt sich nicht! Na egal.

Im Wahlkampf hat uns der Chef ja immer gebraucht, als Saalschutz beispielweise oder als Bodyguard, so ist einer von uns sogar Bundesrat geworden. Aber es ist nicht Aussicht auf eine Karriere, die mich zu meiner jetzigen Tätigkeit gebracht hat, nein: das Ernstnehmen der Ideale! Getrennt marschieren, vereint schlagen! Übernahme hilft dem Gemeinwohl! Gefordert ist jetzt der vollmundige Bürger! Bildung von unkontrollierbaren Kleingruppen! Und ich bin die kleinste Kleingruppe: Ich habe mich selber als Wahlkämpfer privatisiert! Mein Kampf für den Chef ist meine Privatsache!

Ich bin sozusagen der mobile Hider Park Corner. Die Devise: Dort sein, wo die Leute sind. Dort sein, wo die Leute nicht ausweichen können, wo sie zuhören müssen. Da ist so heimlich viel zu tun, daß ich fast gar nicht auf die Post komme, um ein paar bestimmte Briefe aufzugeben, die im mittlerweile



begonnenen Fasching so eine richtige Bombenstimmung verbreiten könnten. Wart' ma halt noch ein bisserl!

Der mobile Hider Park Corner, der ist zum Beispiel in der Straßenbahn, in der U-Bahn oder im Autobus. Da fahr' ich den ganzen Tag in Wien herum, und wenn alles voll ist, schrei' ich eine sitzende Kopftüchlerin ein bißchen zusammen, laß' mir ihren Fahrschein zeigen, zerreiß' ihn und sag' dann: „Aussteigen, Knofelfresserin!“ Und zu den anderen Fahrgästen: „Die werden immer frecher, der Fahrschein war von vorgestern.“ Gibt's nur wenige Fahrgäste, geh' ich herum und sag': „Schaut's es Euch nur gut an! In zwei Jahren sitzen hier auf allen leeren Sesseln nur mehr lauter Ausländer, wenn der Gesindelimport so weitergeht!“ Das kommt immer gut an.

Das heißt, fast immer. Als ich vor einigen Tagen, leider ohne Fahrkarte, in der Bim bei mei-

nen Reden als Kontrollor in Zivil aufgetreten bin, hat mich ein wirklicher Tarnkappler erwischt. Das war kurz peinlich, aber nicht so schlimm: Er wählt auch den Chef!

Ärgerlich – da muß man früh aufstehen –, aber wirkungsvoll ist auch ein Besuch auf dem Arbeitsamt, beispielsweise in der Herbststraße. Da warten immer Dutzende von Leuten auf ihren Stempel, darunter natürlich auch Ausländer, und dann schaue ich in die Runde und sag: „Unten stehn'n die Illegalen am Arbeitsstrich, und hier holen sie sich ihren Deckel!“ Nicht leise natürlich, ich hab' schon beim Bundesheer eine gute Stimme gehabt. Zum Auflockern erzähl' ich einen Witz: „Die Warmen-Ehe wird die Energiekrise auch nicht lösen!“

Dann setz' ich mich und geh' die einzelnen Punkte durch. DIE BEAMTEN: „Wieso geht do nix weida! Kaffeepause soins da ham mochen! Zwaa Stund wort

i scho!“ DIE TSCHUSCHENREGIERUNG: „De oarweitn, waunns iwahaupt oarweitn, genx eigane Voik! Jetzt sans da Ähgäh in Oasch krochn, weus unsa gaunzes Göd vajankat haumm! Do gheat unadlich ausgemist!“ DIE ZIVILDIENER: „Linkslinke Drückeberger, die zuaschaun, waunns eanare Muatta vagewoigt! Und unsare Buam miassn in Gatsch hupfen!“ DIE AUSLÄNDER: „Des Xindl wüh eh nix oarweitn und nimmt uns die Oarweitsplätz weg!“ – Zwei Fliegen auf einem Schlag! Eigenartigerweise sind hier auch DIE SOZIALSCHMAROTZER ein Hit: „Da Njut Gingritsch mocht des leiwaund! Do is jetzt öhaa mit de Nega, de wos se de Soziäuhüfe ohoin und mit da Marie sofuat am Koarlsplotz renna!“ Und so weiter, und so fort. Verschont werden nur die Schwarzen, weil die braucht der Chef noch zum Dreckwegräumen, wenn ausgemistet wird.

Und wenn ich Grippe hab', erleidige ich daheim die Post: Leserbriefe an die Kollegen Leiterl und Stabgeb, unter falschem Namen, immer beginnend mit „Jahrzehnte war ich Mitglied der SPÖ, was aber nun diese Bonzen ...“ – so gehört sich das! Die Kollegen drucken das sofort, und haben sie von mir keinen neuen Brief auf Lager, schreiben sie ihn eben selbst – sie wissen ja, was ich meine.

Nur neulich, ich war mit meinem mobilen Hider Park Corner gerade in einer Fußgängerzone toll in Aktion (Thema: „Er hat Euch nicht belogen“), da hat mich einer gefragt, ob ich nicht endlich mein Maul halten will. Da sieht man wieder einmal, wie mit einem Vertreter der Minderheit umgegangen wird. Aber das kann sich ändern, bald sind wir an der Macht, und dann wird ausgemistet. Und dich, Hans-Jörg, holen wir heraus. Wir, der Chef und ich!

Erscheinungsort Innsbruck, Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben Nr.: 51/95
Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck



WIENER
INTEGRATIONSFONDS



Bundesministerium für
Jugend und Familie

Landesregierung
Burgenland
Kultur und Wissenschaft



all different
all equal

Eine Veranstaltung im Rahmen der
Europäischen Kampagne
gegen Rassismus, Fremdenfeindlichkeit,
Antisemitismus und Intoleranz
Infos unter Tel.: 0222/597 97 35-28

KENNEN WIR SICH
UNTER!

Bureau de poste
A-6020 Innsbruck
(Autriche)
Taxe perçue